

Fragmente eines Tagebuches der Frau des

Missionars Johannes Rebmann

1852-1857

Es war der 28. März, als ich in Mombasa ankam. Das ist eine kleine Insel an der Ostküste von Afrika. Wir hausten in einem ganz schlechten Gebäude, bis wir uns auf den Weg nach Kisiludini machten, wo unser künftiges Heim sein sollte. Als ich in den Raum hineinschaute, in dem die arme Frau starb, konnte ich nicht anders als sagen – und ich tue es heute noch - : “Wie gut, dass sie sterben durfte.“ Denn wenn ich auch natürlich nicht annehme, dass zu ihrer Zeit alles so war, wie ich es jetzt antraf, so muss das doch auch in ihren besten Tagen eine ganz jammervolle Unterkunft gewesen sein. Ich fürchte, sie hatte nicht den Ehemann, der sich so recht um ihr Wohlbefinden kümmerte. Er hat vielleicht gesagt: “Wenn du diese Kleinigkeiten nicht ertragen kannst, bist du nicht geeignet für Ostafrika.“ So blieben eben die zerbrochenen Fensterladen wie sie waren und wenn sie sich nicht mehr öffnen ließen, so blieben sie eben geschlossen. Wahrscheinlich war der armen, einsamen Kranken nicht einmal mehr der Anblick der wundervollen Landschaft vor den Fenstern vergönnt. Gott sei Dank, dass ich einen ganz anderen Lebensgefährten habe! Gott segne ihn!

Die Fahrt auf dem Segelschiff war wunderschön! Alles war neu und prächtig anzusehen. Ich war voll Hoffnung. Ich hatte ein Gefühl der Freiheit, das mir lange Zeit fremd gewesen war. Mein Herz war beinahe so leicht und fröhlich wie das der kleinen Vögel, die scheinbar am Ufer mit uns Schritt hielten in ihrem Flug. Wir gingen an der Pflanzung des Abdallah ben Risillah an Land und dann wurde mir gesagt, ich müsse nun sechs Meilen laufen. Dies entmutigte mich nicht und so machten wir uns auf den Weg. Aber ich war völlig übermüdet lange ehe wir beim Sonnenuntergang in unserem Heim ankamen. Ich musste mich sofort hinlegen, aber am nächsten Morgen war alles wieder gut. Ich stand zeitig auf und begann, mich umzuschauen. Das Häuschen war klein aber ich hatte das Gefühl, das sei ein Zuhause und darüber war ich glücklich. Und sowie ich herausgefunden hatte, dass wir, falls wir es gemütlich haben wollten, es uns selber gemütlich machen mussten, machte ich mich mit Bienenfleiß an die Arbeit. Aber schon am 15. Tag nach meiner Ankunft ergriff mich das Fieber und unterbrach meine Tätigkeit.

Ich kann das nur aus der Erinnerung beschreiben, denn damals führte ich noch kein Tagebuch. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. In diesem ersten Jahre war ich gar nichts wert. Ich konnte mich zu nichts aufraffen und hatte nicht das leiseste Interesse an irgend einer Sache. Nachdem die Krisis überstanden war, hielten mich doch die ständig wiederkehrenden Fieberanfälle in einem völlig kraftlosen Zustand. Erst nach dem zweiten Jahr wurden die Fieberattacken seltener und blieben allmählich ganz aus. Nach dieser Zeit wurde ich völlig fieberfrei und leidlich kräftig und konnte mich des Klimas wirklich freuen.

Diese zwei Jahre, so notvoll sie waren, wie barmherzig bin ich doch in ihnen erhalten worden! Hätte ich alles, was ich durchgemacht habe, aufgeschrieben, wie ungezählte Durchhilfen Gottes hätte ich zu bezeugen. Aber nun sind Jahre darüber hingegangen und obwohl ich mich noch an vieles erinnere, so wage ich es doch nicht, etwas davon zu Papier zu bringen, weil ich fürchte, ich könnte ungenau berichten.

Aber ein Tag ist unauslöschlich in meinem Gedächtnis eingegraben. Ich dachte, ich müsste sterben und meine Sünden wurden mir zu Bergen. Ich erinnerte mich an Gelübde, die ich meinem Gott abgelegt, aber nicht erfüllt hatte. Es war eine schreckliche Zeit. Ich hielt mich für den verworfensten der Sünder und nicht der kleinste Lichtschein fiel in mein Dunkel. Da sah ich plötzlich klar an der Wand vor mir den unteren Teil des Kruzifixes. Ich fühlte, wie ich mich daran klammerte und es nicht fahren lassen wollte, bis ich begnadigt war. Bevor ich Trost empfang, schlief ich ein, aber als ich

erwachte, hatte ich ein Gefühl wie nie zuvor. Es war nicht mehr nötig, mir zu sagen, meine Sünden seien mir vergeben. Ich wusste es ganz sicher und mein Aussehen machte es deutlich. Ich war glücklich, ganz glücklich und wünschte nur heimzugehen. Aber in weiser Absicht wurde ich noch ein wenig länger am Leben erhalten. O möchte es zur Ehre Gottes sein!

Ich denke, es war am Ende dieses Jahres, dass der Imam Mombasa besuchte. Die Missionare, die zu dieser Zeit zu dritt waren, Dr. K[rapf]., Mr. E[rhardt]. und mein Mann, gingen alle an Bord auf sein Schiff, um ihn zu begrüßen. Er beschenkte sie mit Früchten und Eingemachtem und war überaus höflich. Vielleicht darf ich hinzufügen, dass die Leutseligkeit und Freundlichkeit seiner Hoheit der Hilfe zu verdanken war, die er von den Engländern erfahren hat. Er verdankte ihnen seine gegenwärtige Stellung und er weiß genau, dass er ohne die Verbindung mit England alles verlieren würde. Das Schiff, auf dem er sich befand, war ihm im Jahr 1837 von König Georg IV. geschenkt worden.

So endete dieses erste Jahr und ich hatte mich wegen meiner Schwäche weder um das Land noch um seine Bewohner kümmern können. Aber ich erinnere mich, dass die letzteren in Scharen kamen, um mich zu besuchen.

1853

In diesem Jahr war nicht alles so ruhig wie in dem vorhergehenden, obwohl in einem Tagebuch nur die Geschichte einer Woche besondere Erwähnung verdient hätte.

Ungefähr in der Mitte dieses Jahres entstand zwischen den Rabbais und den Wakambas eine Unruhe aus einer ganz geringfügigen Ursache. Aber so ist es mit all ihren Streitigkeiten, im Allgemeinen kann man sicher sein, dass der Grund zu einer Schlägerei das Vieh ist. Ein Fremder wäre sicher sehr erschrocken. Das Kriegshorn dröhnte ganz in unserer Nähe, unser Hof füllte sich mit Frauen und Kindern, die ihre einfachen Kochgefäße trugen. Wir waren allein, denn Mr. Erhardt hatte uns verlassen, um nach Usambra zu gehen. Dr. Krapf, der für meine Sicherheit fürchtete, kam immer wieder und redete mir zu, in seinem Haus in Kaya Zuflucht zu nehmen. Das alles hätte einen leicht nervös machen können, aber ich hatte wirklich keine Angst und wollte nicht weg. Wir hatten ja mit den Kämpfenden keinen Streit, warum also sollten sie uns etwas tun, zumal wir ja als Verbündete handelten, indem wir ihre Familien beschützten. Auch nahm ich an, dass bald alles vorbei sein würde und das stimmte. Sie wurden hungrig und des Streitens müde und gingen davon. Es hatte kaum richtige Kämpfe gegeben, zwei Wanika wurden verwundet, zwei Wakamba getötet. Vom letzteren Stamm sahen wir einige Monate lang nur wenig. Aus Furcht vor einem neuerlichen Ausbruch der Feindseligkeiten zogen sie weiter ins Inland. Schließlich wurde der Friede wieder hergestellt, indem für einen Wakamba, der zudem nicht im Kampf gefallen war, sondern ziemlich willkürlich erschlagen wurde, zur Sühne eine Sklavin mit ihrem Sohn bezahlt wurde.

Der arme Dr. Krapf beendete seinen Aufenthalt bei uns als Nächster. Zuerst machte er uns seinen Abschiedsbesuch, weil er nach Kadiaro gehen und sich dort sechs Monate aufhalten wollte. Aber die Tutumas verweigerten ihm die Durchreise durch ihr Land, falls er ihnen nicht eine größere Summe bezahlen würde, als er angeboten hatte. So kam er zurück und beklagte sich bei Tangi, dem Gouverneur von Mombasa. Aber auch dieser weigerte sich, ohne ein ansehnliches Geschenk in dieser Sache einzugreifen. Dr. Krapf ärgerte sich sehr und da er sich sowieso nicht gesund fühlte, beschloss er, nach Europa zu gehen, was er im Oktober tat. So blieben wir allein zurück.

Über diesen Abschied war ich sehr traurig, denn er war besonders nett zu mir gewesen. Ich glaube, er hat oft seine kleinen Vorräte durchsucht, um etwas zu finden, was er mir für meine schwache

Gesundheit schicken könnte und seine freundlichen Besuche waren recht tröstlich. Er ist ein treuer Christ, aber vielleicht hat ihn seine Empfindlichkeit manchmal in die Irre geführt.

Wir hörten ein Gerücht, dass irgendwo in unserer Nähe die Franzosen eine Missionsstation einrichten wollten, aber es scheint sich nicht zu bewahrheiten.

Von meinem Mann wurde eine hübsche kleine Hütte für Abbe Gundja gebaut. Obwohl sie einfach ist, wirkt sie doch so überlegen über ihre eigenen Schuppen, dass ich hoffe, sie stiftet andere an, sie nachzuahmen. Zuerst kam sein kleiner Sohn Nyondo ganz regelmäßig zum Lernen. Er war ganz und gar nicht dumm, aber nach und nach kam er immer seltener. Ich glaube, seine heidnische Mutter hielt ihn oft ab und schließlich hörte er ganz auf. Nicht einmal sein Vater konnte ihn zum Gehorsam zwingen. So ist eben die beklagenswerte Situation. Was seine Mutter betrifft, armes schwarzes Ding, - so wird sie immer wieder vom Mganga (Zauberdoctor) wegen der zahlreichen Geister behandelt, von denen sie geplagt wird – wofür ihr armer Ehemann dann zahlen muss. Wir hören zwar nichts davon, aber wir haben allen Grund zu glauben, dass sie ihn täglich damit plagt.

Mein lieber John [Johannes] erhielt im Juli von der Geographischen Gesellschaft von Paris eine Silbermedaille für seine Entdeckung des Schneegebirges in Jagga (Kilimanjaro).

Und so ging wieder ein Jahr vorbei und wir blieben verschont, wenn ich mich auch für ein ganz nutzloses Wesen halte. Wir machten es uns meist zur Regel, an Sonntagen einen Spaziergang zu machen und Leute zu besuchen und während der Woche ging ich nicht selten allein und versuchte, die Frauen freundlich zu stimmen, so gut ich konnte. Aber was kann ich schon ausdrücken mit meiner stammelnden Zunge und in einer fremden Sprache. Und ich habe das Gefühl, dass das immer so bleiben wird. Um uns herum ist so viel, worüber wir traurig, bedrückt und entmutigt sind, und wir erleiden mancherlei Entbehrungen. Ich spreche dabei nicht von den zeitlichen, die machen uns am wenigsten unglücklich, - aber wir haben unter geistigen Anfechtungen, geistlichen Entbehrungen und dem sich immer wiederholenden schwächenden Einfluss des Klimas zu leiden, das in kurzer Zeit uns an Jahren und Gefühlen altern ließ.

1854

Durch die göttliche Barmherzigkeit sind wir zum Anfang eines neuen Jahres gekommen, Gott weiß, ob wir es bis zum Ende erleben werden.

Mein Mann begann das Studium einer ganz besonders interessanten Sprache in diesem Jahr, nämlich des Kiniassa. Die Heimat seines Lehrers war etwa zwei Tagesreisen westlich vom dem riesenhaften See, der von den Suahelis Niassa genannt wird. Es schien ein ganz kleiner Zufall gewesen zu sein, der ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, jedoch was für ein ungeheurer Gewinn mag sich daraus ergeben! Eines Tages brachte ein Mann eine Kuh zum Verkauf und bat gleichzeitig um Arbeit. Wir behielten ihn einige Tage da, da fiel der fremde Dialekt, den der Mann sprach, seinem Herrn auf, der ihn sofort fragte, wo er herstamme. Er fand heraus, dass es ein Kiniassamann war, den mit ungefähr 20 Jahren ein Stamm, namens Wapagera gefangen genommen hatte, die ihn an die Wamarawi weiterverkauft hatten. Diese wiederum verkauften ihn an Suahelikaufleute, welche von Nibu gekommen waren und schließlich wurde er nach Mombas gebracht. Von allem, was er uns über seine Landsleute und dergleichen erzählt, müssen diese den Leuten unserer Umgebung weit überlegen sein. Es muss auch ein sehr fruchtbares Land sein mit einem Überfluss an Früchten und Gemüse, aber die Sklaverei wirft ihre dunklen Schatten darüber. Sie sind ihr so dauernd ausgesetzt, dass sie beim Bau ihrer Hütten immer eine Geheimtür hineinmachen und sie so verkleiden, dass ein Fremder

sie nicht erkennt, damit sie bei plötzlichem Alarm entkommen können. Salimini selber ist ein böser Unruhestifter, ein Dieb und ein Lügner. Aber er behauptet, in seinem Volk würde vom Lügen in höchst verächtlicher Weise gesprochen. Ich glaube, dass sein Kommen von der Vorsehung so gewollt war, denn die Kenntnis von diesem riesenhaften See wirft mehr Licht auf das unbekanntere Innere dieses Kontinentes.

Unter den Besuchern in diesem Jahr war auch ein Galla, der in der Nähe Handelsgeschäfte machte. Er kam, begleitet von zwei Kiriamafreunden, um die Europäer zu sehen. Er war ein gutaussehender Mann mittleren Alters, der Sohn eines Häuptlings. Er blieb über Nacht und wir schlachteten ein Schaf und behandelten sie so nett wie möglich. Mein Mann fragte ihn, ob man ihn als Weißen gut behandeln würde, wenn er in seine Heimat käme. Sehr vernünftig antwortete er, dass er sich wohl anständig ihm gegenüber verhalten würde, aber für seine Landsleute nicht garantieren könne.

Mr. Erhardt kam von Usambara zurück und blieb etwa zwei Monate bei uns. Er erzählte uns viel Trauriges von diesem beklagenswerten Land und von dem Mangel an lebensnotwendigen Dingen, der durch die unaufhörlichen Kriege hervorgerufen sei. Dann waren wir wieder allein, aber ich muss sagen, dass ich in diesen Zeiten besonders glücklich war und mit niemandem, den ich kannte, hätte tauschen mögen. Der einzige Nachteil ist der, dass ich mich meinen Mitmenschen gegenüber gar so unnützlich fühle. Zu Zeiten drückt mich es quälend, dass ich noch nicht das Werkzeug sein durfte, auch nur eine kostbare Seele zu Jesus zu bringen. Nur Gott allein weiß, wie heiß ich das ersehne.

Im April schenkte uns der Herr ein liebes kleines Söhnchen. Sehr gnädig half Er mir in meinen Nöten, niemand außer einer alten Frau war zugegen, die kaum etwas anderes tat, als mich anzuschauen und mein lieber Mann, der mich pflegte. Lieber, süßer Samuel, werde ich je aufhören an dich zu denken? Immer wieder werde ich um dich weinen. Aber es ist gut so und ich glaube von Herzen, dass ich allezeit davon singen werde, dass mein Jesus alles wohl gemacht hat. Er lebte sechs Tage und dann hatte sein Vater die traurige Aufgabe, den kleinen Leib der Erde anzuvertrauen. Ich könnte immerfort über ihn schreiben wie alle Mütter über ihre Kinder, die sie verloren haben. Aber ich fühle es, es war Liebe, die ihn mir gab und Liebe, die ihn mir nahm und so kann ich doch nichts weiter sagen.

Im Juni kam das Missionsschiff Kandaze an. Einen ganzen Monat lang lag es im Hafen von Mombasa und eine Menge junger Leute durften die ganze Zeit nicht einen Fuß an Land setzen. Sie taten uns sehr leid in ihrer Enttäuschung, waren sie doch voll Liebe und Eifer, um ihres Herrn willen durch Feuer und Wasser zu gehen und nun konnten sie nichts tun. Kein Mensch bekam die Erlaubnis, ihnen zu helfen bei Gefängnisstrafe. Mein Mann ging zu dem Gouverneur und unterbreitete ihm ihre Wünsche. Aber weil sie keinen Brief von Sansibar mitgebracht hatten, erklärte er, er könne nichts für sie tun und sie könnten nur in Mombasa bleiben. An diesen bösen, despotisch regierten Orten können die Eingeborenen nur gehorchen, nicht helfen und der arme Fremdling muss sterben, eine Alternative dazu gibt es nicht. Er kann ja die Sprache nicht sprechen, aber auch wenn er sie könnte, niemand würde einen Finger rühren, ihm zu helfen. Sie würden ihm die Nahrungsmittel verweigern, er würde kein Haus bauen können. Wenn er hinfallen würde, würde niemand ihn aufheben. So stark war die Furcht, gefangen abgeführt zu werden, dass, als drei von ihnen sich trotz allem in der Nähe unseres Hauses fanden (sie hatten das nicht beabsichtigt) und am nächsten Tag wieder weg wollten, einer unserer Suahelidiener, der ihnen nur eine kurze Strecke den Weg zeigen sollte, es verweigerte. Er sagte er wage es nicht, weil er verhaftet würde, wenn man ihn auch nur in geringstem Grade behilflich fände. So mussten wir einen Mnikajungen mit einem Geschenk dazu bringen, mit ihnen zu gehen. Die Zustände in diesen Gegenden sind unbeschreiblich. Je mehr ich davon sehe, desto mehr

bin ich davon überzeugt, dass hier kein Missionar sein dürfte. Man müsste sie allein lassen, bis eine europäische Macht sie einnimmt, unterwirft und bedrängt. Danach mögen die Boten des Friedens folgen. Dann wird man den Weg finden und das Volk wird vorbereitet sein und wie kleine Kinder werden sie willig sein zu hören und zu lernen. Wir verbrachten eine Woche in Mombasa und taten ihnen so viel Gutes als wir konnten, aber das war wenig genug. Nur Mitleid konnten wir ihnen zeigen und dass es völlig nutzlos wäre, wenn sie irgendwie versuchen würden, mit Gewalt sich den Weg zu erzwingen, wozu sie nicht übel Lust hatten. Denn sie wollten durchaus dem Land nicht den Rücken kehren, wo sie gehofft hatten, bis an das Ende ihres Lebens das große Liebeswerk für die armen Heiden zu tun. Aber es war keine Hoffnung und so entschlossen sie sich, zum Kap zurückzukehren und sich dort nützlich zu machen. Möge Gott mit ihnen sein! Wir wären froh gewesen, wenn sie sich in unserer Nähe hätten niederlassen können.

1855

Eine Warnung kam uns zu, dass die Masai, ein Stamm aus dem Inland, in der Steppe zwischen dem Land der Manika und dem Jaggaland aufgetaucht seien. Zuerst hielten wir das nicht für so beunruhigend, aber bald darauf sagte man uns, dass eine Truppe nur eine Tagesreise weit von uns gesehen worden sei. Das war ernst zu nehmen, denn nun konnte schon eine einzige Nacht sie wirklich über uns bringen und es hieß ein großes Risiko eingehen, so plötzlich und wahrscheinlich gar diese Nacht fliehen zu müssen. Unsere Diener würden natürlich schon für sich selber sorgen. So beschlossen wir, nach Mombas zu gehen, wo Mr. Erhardt und mein Mann ihre Studien fortsetzen konnten. Wir verließen ja keine kleine Herde. Da war nur Abbe Gundja und wir boten ihm ein Heim bei uns an, wenn er mitkommen wollte, zusammen mit seiner Familie. Es war eine angstvolle Zeit. Jedermann sprach über die Masai, jeder wusste etwas Neues und wenn Leute vorbeikamen, konnte man sicher sein, dass die Masai ihr Gesprächs Thema bildeten. Aber wir wussten ja nicht einmal, was wir eigentlich zu befürchten hatten, ob sie uns in Frieden lassen, oder aus reinem Mutwillen umbringen würden. Letzteres prophezeite Mr. Erhardt. Wenn ich mich recht erinnere, hatte ich wiederum keine Angst; denn mit Gott über mir und meinem Mann an meiner Seite fühlte ich mich ganz geschützt. Wir gingen nun aber doch weg und richteten uns so gut wie möglich für einen Aufenthalt von einigen Wochen in Mombas ein.

Wir waren erst kurze Zeit dort, als uns ein schreckliches Gerücht zu Ohren kam. Ein Diener wurde geschickt, dessen Wahrheit zu bestätigen, er kam zurück mit der Nachricht, dass es wahr sei. In einer Nacht waren die Masai in großer Anzahl in die Landschaft Duduma gekommen. Sie hatten die Hütten in Brand gesteckt, die Männer erschlagen, Frauen und Kinder zu Gefangenen gemacht und große Herden ihres Viehs abtransportiert. Unser Haus war ruhig, aber wer konnte sagen wie lange das so bleiben würde?

So warteten wir noch ein paar Wochen, als aber alles ruhig blieb, beschlossen wir, heimzukehren, denn keiner von uns fühlte sich wohl. Ich war außerordentlich schwach geworden und die letzten Tage kaum aus dem Bett gekommen. Jeder weiß wohl, wie ungesund das Klima der Küste ist. Mr. Erhardt hatte viel zu klagen und sogar mein Mann, den ich für so stark hielt, war nicht gesund. So verließen wir Mr. Erhardt, der nicht frei von Besorgnis war. Aber wie herzlich genießen wir unser trautes Daheim nach unserer Abwesenheit. Keiner unserer Freunde konnte es verstehen, wenn ich ihnen das sagte. Sie konnten sich nicht vorstellen, was mich so mit Sehnsucht nach unserem Zuhause erfüllte, wie sie mir bei einem Besuch sagten, wo es doch so reich an Entbehrungen war. O, sie wussten ja nichts von den glücklichen Stunden, die ich in meinem Zuhause in der Steppe erlebte. Sie

wussten nichts von der kostbaren Perle, die ich da gefunden hatte. Meine Nöte sind fast vergessen, meine Freuden werden mir nie aus dem Gedächtnis kommen, so lange ich noch denken kann. Ich hatte nicht den Mut, Mrs L. zu erzählen, wie liebevoll ich behandelt werde und was es war, was mir mein Daheim so lieb machte. Sie würde mich ausgelacht und mich religiöser Schwärmereien beschuldigt haben, wie sie es mit anderen gemacht hatte.

Bald gewann ich meine Kräfte zurück, ich konnte wieder alles und jedes Nahrungsmittel vertragen. Die Bergluft gab mir neues Leben und Stärke und ich bedauerte unsern Freund, der noch in Mombas geblieben war; denn alles war hier ganz ruhig. Mr. Erhardt schrieb wiederholt, ob es klug von uns gehandelt sei, zu bleiben, denn immer noch wurden alarmierende Berichte nach Mombas gebracht, von denen wir nichts wussten. Aber schließlich musste er doch auch heimkommen, weil er die Fieberanfälle bekommen hatte. Drei Tage hatte er im Delirium gelegen und als er kam, waren wir über sein Aussehen heftig erschrocken. Bald darauf bildete sich in seinem Arm ein ungeheurer Tumor, die Entzündung war furchtbar, aber wahrscheinlich rettete ihm diese Selbsthilfe der Natur das Leben.

Als es am schlimmsten mit ihm stand, kam H. M. S. Penguin in Mombasa an mit dem Wunsch, die Missionare zu besuchen, auf eine Aufforderung des Commodore Trotter am Cape hin. Dieser wollte wissen, ob irgendeine Hilfe benötigt sei. Mein Mann ging und besuchte den Kommandeur Ethelridge, der seine Dienste anbot. Aber was konnten sie schon tun? Wir wären dankbar gewesen, wenn der Arzt an Bord Mr. Erhardt hätte besuchen können, aber das ging nicht. Es war gegen die Gesetze des Schiffes, es zu verlassen und irgendwo an Land zu gehen. So blieb uns nichts anderes übrig wie bisher allein auf Gott zu vertrauen, unseren einzigen Helfer; denn menschliche Hilfe gab es keine für uns. Als es mit Mr. Erhardt besser wurde, glaubte er, dass er eine Luftveränderung dringend nötig hätte, er reiste ab nach England und so waren wir wieder allein.

Aber jetzt sprachen wir auch davon, eine Weile wegzugehen. Gerade als der Tumult bei uns am stärksten war, hatten wir unsere Postzeit, und weil die Zukunft so düster aussah und die Aussichten für die Missionsarbeit zweifelhafter denn je erschien, - sogar unser Aufenthalt in Kisiludini in Frage gestellt war, - hatte mein Mann geschrieben, dass wir beabsichtigten, im Oktober nach Aden und vielleicht sogar nach Kairo zu reisen. O, wie mein Herz schlug, wenn ich mir vorstellte, wieder nette Freunde zu treffen, einmal wieder einen warmen Händedruck zu empfangen (den die Engländer so gut zu geben wissen) und die zivilisierte Welt wieder zu genießen! Es ist wahr, ich liebte mein Daheim, aber die Vorliebe für den gesellschaftlichen Verkehr war keinesfalls gestorben.

Die Monate, die noch zwischen unserem Abreisetermin lagen, schienen zu kriechen. Aber schließlich kam doch der September und wir mussten nach Mombasa reisen, um uns zu rüsten, denn seit Mr. Erhardts Abreise hatten wir in völliger Ruhe leben können und alle Angst vor den Masai war ausgestorben. Aber nun mussten wir trotzdem gehen, weil wir uns angemeldet hatten. Es war ein Abschied von Zuhause und der lieb gewordenen Umgebung. Aber ich würde trauriger gewesen sein, wenn wir eine kleine Gemeinschaft hinterlassen hätten, die an uns gedacht hätte. Doch da war niemand außer Abbe Gundja und dem waren wir gleichgültig. So verließen wir Kisiludini -, um eine kleine Reise nach Aden zu machen, wie ich wenig danach an eine Freundin schrieb. Lange hatten wir schon davon gesprochen, lange hatte ich in der Vorfreude darauf gelebt, (fast fürchte ich, ich hätte mich zu sehr gefreut).

Wir kamen nach Mombas und hatten da der Schiffsreise wegen eine Reihe verdrießlicher Ärgerlichkeiten, die uns der Gouverneur bereitete. Aber jetzt, da sie vorüber sind, ist es eigentlich nicht wert, sich an sie zu erinnern. Nur den letzten Abend kann ich nicht vergessen. Als er herausfand,

dass wir es vorzogen, ein anderes und größeres Schiff zu besteigen, war sein Zorn irgendwie furchterregend. Sein Gesicht verzerrte sich und ich hatte Angst, er würde meinen lieben John schlagen. Der blieb zwar ruhig, aber ich sah, dass er aufgeregt war. Ich stand auf und stellte mich neben ihn, denn ich fürchtete mich nicht und war entschlossen, ihm in den Arm zu fallen und ihn zu fragen wie er es wagen könne, einen Europäer zu schlagen, falls er wirklich zum Schlag ausholen würde. Am Montagabend bestiegen wir unser hübsches großes Araberboot, aber weil der Tyrann nicht erlaubte, dass wir aus dem Hafen herausgezogen würden, mussten wir den nächsten Tag noch bleiben. Am Mittwochmorgen brachen wir auf und waren froh, dass wir nun aus der Reichweite des Gouverneurs Tangi und seiner Emissäre wegkamen. Wehe dem Europäer, der in ihre Gewalt gerät!

Fast den ganzen Tag war ich seekrank, so war es kein Vergnügen. Am Abend kam der Kapitän, uns zu begrüßen und uns mitzuteilen, dass er nun hinaus aufs Meer fahren würde, weil die Küste zu klippenreich sei. Er hatte aber noch Fracht von Lamoo zu übernehmen. Wir waren es zufrieden und zogen uns zur Nachtruhe zurück ohne Furcht vor dem nächsten Tag. Das Schiff lief zeitweise sehr unruhig in dieser Nacht und ich wunderte mich darüber, regte mich aber nicht weiter darüber auf. Aber als ich am frühen Morgen mein Kabinfenster öffnete, war ich erstaunt über die einzigartige Szenerie; denn von drei Seiten umgaben uns Felsen aller Größen und Formen. Obwohl ich es sehr sonderbar fand, konnte ich doch nicht anders, als sie zu bewundern. Gerade in dem Augenblick wurde Mr. R. herausgerufen und als er wiederkam, brachte er die überraschende Nachricht, wir seien in Gefahr durch die Felsen. Was sollten wir tun? Einige Minuten lang waren wir sprachlos. Die Seeleute taten alles, was in ihrer Macht stand, das Schiff wegzubringen, aber o weh, sie hatten es nicht mehr in der Gewalt. Krachend stieß es an einen Felsen und kam offensichtlich los nur um an den nächsten zu laufen. Es war eine schreckliche Zeit – so bar aller menschlichen Hilfe – allein. Sollten wir solch eines schrecklichen Todes sterben? Das war eine Stunde die man nie mehr vergessen kann und ich finde kaum Worte, sie zu beschreiben. Jetzt neigte sich das Schiff nach einer Seite, so dass wir Mühe hatten, uns auf den Füßen zu halten. Jede Woge zwang es sich tiefer zu legen. Das Mobilar begann zu fallen und alles rutschte nach dieser einen Seite. Wir waren fast völlig von Kräften und hatten alle Hoffnung aufgegeben, klammerten uns aneinander und baten unseren Allmächtigen Herrn um Barmherzigkeit. Wenn es sein Wille sei, möge er uns noch eine Weile verschonen, sonst aber sich unserer Seelen, unserer unsterblichen Seelen erbarmen. Ich erwartete, dass uns irgendeiner der stürzenden Gegenstände bewusstlos schlagen würde, sodass wir nicht mehr fühlen würden, was dann käme. Aber Gott sei Dank, es kam ganz anders. Das Rettungsboot wurde mit großer Mühe ins Wasser gelassen; denn jedes Seil war nicht an seinem Platz. Ich hatte gerade noch Zeit, meinen Hut und Mantel und meines Mannes Hut zu ergreifen, da packten mich einige Männer, eilten über das Deck und ließen mich in das Boot hinab. Wie es ging, kann ich nicht sagen, es schien das Werk eines Moments zu sein. Ich konnte nur umschaun, ob mein lieber John mir folgte. Und wir waren in Sicherheit! O, was für ein Augenblick! Unsere Herzen waren so voll, wir konnten nicht sprechen, wir waren nur voller Dankbarkeit. Mag die Erinnerung an dieses Erlebnis jedes Mal vor mir auftauchen, wenn ich zu schlechten Gefühlen und Gedanken versucht bin! Sie ruderten und zu einem der Felsen und ließen uns da, während sie zurückkehrten, den Rest der Leute zu holen.

Als wir auf unser nun unbewegliches Schiff hinübersahen, bemerkte Mr. R. es sei ganz merkwürdig wie es so ruhig inmitten diese Felsbrocken eindringen konnte. Es sah wirklich so aus, als sei es aufgehoben und dann in die Mitte hineingesetzt worden. Wäre das Ganze in der Nacht geschehen, wir wären, menschlich gesprochen, verloren gewesen. Dass es gerade am Tage passierte, schien ein Wunder zu sein.

Wieder erbarmte sich Gott über uns: ein kleines Schiff sah aus nächster Entfernung unsere Not, warf Anker aus und wartete auf unser Kommen, obwohl, wenn man dem Kapitän Glauben schenken darf, die Mannschaft uns nicht wollte. Aber er habe ihnen erklärt, wir seien alle Adams Kinder. So halfen sie uns und wir wurden auf sein Schiff gebracht, das sich als ein kleines Sklavenfrachtschiff entpuppte. Ich muss sagen, dass ich in diesem einen Augenblick vor dieser Zufluchtsstätte zurückschreckte, aber die Not machte es zu einer Zuflucht, die wir nicht zurückweisen konnten. Da waren wir nun, ich nicht angezogen, mein Mann mit nur einem Schuh und waren völlig verblüfft. Wir hatten nur einen Behälter gerettet, der unser Geld enthielt, außerdem nichts. Als eben ein kleines Boot vorüberfuhr, rief sie M. R. an, dass er sie belohnen würde, wenn sie aus dem Schiff retten würden, soviel sie könnten. Sie fuhren hinüber, es musste sich aber erweisen, wozu. Nachdem ich mich ein bisschen erholt hatte, wollte ich die Behandlung der lebenden Fracht beobachten. Es waren etwa Hundert, eng aneinandergedrängt, meist Kinder und wirklich in gutem Gesundheitszustand, offensichtlich gediehen sie bei der Nahrung, die man ihnen gab, mit Ausnahme von zweien. Es waren auch zwei Mütter mit Säuglingen dabei sowie ein alter Mann und eine alte Frau. Ich dachte, die hätte man wirklich den kurzen Rest ihres Lebens in ihrem eigenen Land lassen können, denn ihr Wert war wohl nicht groß. Sie bekamen verschiedentlich zu essen, jetzt ein paar Hände voll Hirse, die sie aufpickten wie Küken. Wasser wurde nur in ganz kleinen Mengen ausgeteilt. Ich nehme an, dass es unmöglich war, genug für alle mitzunehmen. Mir tat das eine Kind besonders leid, was dieses raue Futter nicht essen konnte und weil sie mir gerade gegenüber saß, fesselte sie meine Aufmerksamkeit die ganze Zeit über. Sie schien noch keine sieben Jahre alt zu sein, entsetzlich abgemagert, man konnte jeden Knochen zählen. Schmerzen schien sie keine zu haben, aber sie war äußerst schwach konnte kaum aufsitzen und fand doch keine Stütze für ihr armes Köpfchen, das immer wieder auf die Schulter derjenigen fiel, die rechts und links von ihr saßen und es immer wieder grob abschüttelten. Armes Kind! Wie gern würde ich sie neben mir liegen gehabt haben, wenn ich es nur gewagt hätte. Wir hatten nämlich einen Platz in der Kabine zugewiesen bekommen. Aber es wäre nicht weise gewesen, sich einzumischen.

So kam der Abend heran und da der Kapitän Lamu in dieser Nacht nicht mehr erreichen konnte, warf er gegenüber einer Sandbank Anker aus und riet uns, dort zu schlafen, denn der Geruch und die Hitze im Schiff würden unerträglich werden und sogar er würde, wenn er die Möglichkeit fände, an Land zu gehen, nie auf dem Schiff schlafen. Ich kann mir schon vorstellen, wie es gewesen wäre, denn es war schon am Tage schlimm genug. So folgten wir seinem Rat und gingen mit einem Mann von dem gestrandeten Schiff und dem Kapitän zu der auf der anderen Seite von Felsen umgebenen Insel. (Alle anderen Männer waren zu dem Wrack zurückgekehrt). O, wenn wir uns nur auf Menschen verlassen können, so hätten wir uns wirklich verlassen gefühlt. Denn da waren wir nun an einem wirklich einsamen Ort der Welt. Zum Abendessen kochten sie uns ein wenig Reis und einen ganz kleinen Fisch. Den Reis konnte ich nicht anrühren, weil er gar so angebrannt war, aber ich aß gern die Hälfte des Fisches, war es doch die erste Mahlzeit dieses Tages. Dann befahlen wir uns Gott, der uns behütet hatte und das weiterhin tun würde. Wir legten uns hin und deckten uns mit einigen Kleidungsstücken zu, die in der Nähe von den Seeleuten zusammengerafft worden waren. Sie waren aber so nass, dass ich durch und durch erfroren war. O das war eine Nacht! Sie war drei Nächte lang! Ich glaube nicht, dass ich überhaupt geschlafen habe; denn einmal fror mich so sehr und zum anderen gab ich den törichten Gedanken nach, man könnte uns ermorden. Dann wieder musste ich nach Frauenart an meine verlorenen Kisten und deren Inhalt denken; denn wenn sie auch keine Reichtümer enthielten, so war doch unser bestes Hab und Gut darin gewesen. Schließlich plagten mich die kleinen Krabben, die über mich hinwegkrabbelten. Was für eine Lage! Anstelle von Moskiten störten einen kleine

Krabben und eine Art Seeschnecken! Denn in dem hellen Mondlicht konnte ich sie alle erkennen. Aber schließlich dämmerte der Morgen herauf und wir mussten das Schiff wieder besteigen. Ich begann mir den Mangel an Vertrauen in Gottes Vorsehung vorzuwerfen, denn mein Mann hatte in völliger Zuversicht den größten Teil der Nacht geschlafen. Man kann sich denken, dass ich, sobald wir wieder an Bord waren, nach dem kranken kleinen Mädchen Ausschau hielt. Da lag sie noch am selben Platz, wo ich sie zurückgelassen hatte. Überhaupt sah alles so aus, als wenn sich niemand bewegt hätte, sie hätten ja auch nur kreuz und quer übereinander liegen können. Etwa fünf Stunden waren wir nun wieder unterwegs und während dieser Zeit aßen sie Hirse. Einige bekamen Wasser zu trinken, unter ihnen auch dieses Kind und es trank so gierig, dass es gleich danach vornüber fiel wie in einem Anfall von schrecklichem Krampf. Ein Mann nahm es auf und legte es in eine Ecke. Er deckte es mit einem Tuch zu und bald darauf war es ganz ruhig. Aber bevor wir das Schiff verließen, bemerkte ich eine kleine Aufregung, als sich zwei Männer über sie beugten. Daraus schloss ich, dass sie schon tot oder doch sterbend war. Es gab aber keine Schläge oder sonstigen Grausamkeiten den Sklaven gegenüber. Wenn man so etwas sehen will, - zu seiner ewigen Schmach muss man das sagen, - dann muss man zu den Weißen gehen!

Als wir in Lamoo angekommen waren, nahmen uns zwei europäische Kaufleute sehr freundlich auf und behielten uns, bis ein anderes Schiff besorgt werden konnte, was wir aber vorher nicht zu sehen bekommen konnten. Sicherlich befand sich noch keine Engländerin in einer solchen Situation! Da keine geschlossene Kabine existierte, und alles offen war, mussten wir mit der Mannschaft und den männlichen Passagieren hausen. Ich hatte nicht einmal die private Sphäre einer Sklavin. Der Fußboden war nicht ordentlich gemacht und die Bohlen standen so weit auseinander, dass man nur ganz unsicher darauf gehen konnte. Man fühlte sich nur im Sitzen oder Liegen sicher. Nur zu einer befreundeten Frau konnte ich von den 16 Tagen sprechen, die ich in solch bejammernswerter Lage durchstehen musste. Wir fühlten uns wirklich vor uns selbst erniedrigt.

Wir kamen nach Macalla, der Sultan dort gab uns ein Geschenk und wir konnten ein anderes Schiff nach Aden besteigen. Dort nahmen uns Mr. und Mrs. Graham, die wir von früher kannten, freundlich auf und von hier aus erreichten wir Kairo, wo uns Herr Lieder bewillkommte. Und was soll ich nun berichten über unseren Besuch, unseren lang ersehnten Besuch bei den Freunden und in der Zivilisation? Sechs Monate lang genossen wir die Gastfreundschaft der Freunde überall, wohin wir kamen. Aber glücklich waren wir trotzdem nicht, es schien uns, als könnten wir keine gleichgesinnte Seele finden, alles war so weltlich. Wir waren wohl mitten in der Welt, aber wir fühlten uns einsam und wünschten uns immerfort wieder in unser geliebtes Zuhause in der Steppe zurück, wo die einzigen Beeinträchtigungen unseres Glücksgefühls der Gedanke gewesen war, dass wir dem armen Volk, unter dem wir lebten, nicht mehr nützen konnten. Sechs Wochen ungefähr blieben wir in Kairo und sagten dann mit Freuden Lebewohl. Wir brauchten vier Tage dazu, die Wüste nach Suez zu durchqueren, wo wir drei Tage blieben. In einem Dampfschiff gelangten wir nach Aden. Diese Fahrt genoss ich, denn da gab es nur wenige Passagiere und diese wenigen waren angenehme Leute. In Aden nahmen uns Mr. und Mrs. Graham wieder freundlichst auf und wir blieben wirklich noch drei Wochen da, obwohl wir nur ein paar Tage verweilen wollten, bis das nächste Dampfschiff abgehen sollte. Jeden Tag dachten wir, es würde kommen, aber irgendetwas war mit der Maschine nicht in Ordnung, sodass wir es nicht zu sehen bekamen. Es war eine verdrießliche Verzögerung für uns, und eine schmerzliche noch dazu, und ich konnte nachfühlen, was der gute Brainer sagt: "Wieviel Grund zum Glück gibt mir meine Häuslichkeit in der Zurückgezogenheit. Ich bin dankbar dafür, weil ich finde, dass ich anscheinend unterwegs kein christliches Leben führen kann, wo ich keine Zeit habe für Andacht, christliche Unterhaltung und ernsthaftes Nachdenken, wie es sein sollte."

Freundlicherweise wurde uns eine freie Passage auf einem amerikanischen Schiff nach Sansibar zur Verfügung gestellt. Dort verbrachten wir eine Woche bei unserem britischen Konsul. Dann kehrten wir zurück, erreichten nach vier Tagen Mombas und nach weiteren dreien Kisiludini. Unsere erste Tat war auf die Knie zu fallen und Gott zu danken, der uns in der Stunde der Gefahr so gnädig errettet und uns schließlich wieder heimgebracht hatte in unser geliebtes Zuhause, wo ich ohne Trauer meine Tage beschließen könnte.

Unser Haus bot einen jammervollen Anblick. Schwere Regen hatten großen Schaden angerichtet, die Haushälfte, in der Mr. Erhardt gewohnt hatte, war wirklich in Auflösung begriffen und die sechs Monate unserer Abwesenheit hatten Insekten und Staub freie Bahn für ihr Zerstörungswerk gelassen. Wiederum musste mein armer Mann Schreiner, Maurer und Handlanger in einer Person sein, ehe wir es wieder gemütlich hatten. Natürlich drängte sich uns die Erinnerung an den Unterschied unserer Lage zu der anderer auf, die fähige Diener und kluge Handwerker zur Verfügung hatten. Alles mussten wir selber tun oder uns so behelfen. Aber das sind immer noch nur Verdrießlichkeiten, keine wirklichen Plagen. Gott sei Dank, dass wir nicht darunter leiden und dass er uns wiederum das Ende eines Jahres hat erleben lassen, eines Jahres ungezählter Gnadengaben.

1856

Im Januar verließen wir Kairo, im Februar Aden, im März Sansibar und in diesem letzten Monat kamen wir wieder heim. Jetzt sind wir also wieder weit weg von aller zivilisierten Gesellschaft, von allen europäischen Einflüssen, schließlich von allem außer... wir sind in der Hand der Fremden, die wirklich zur Zeit freundlich mit uns umgehen. Aber wir haben wenig Vertrauen in ihre Beständigkeit. Möge unser Gott, der seinen Bund mit uns hält, uns behüten und führen!

Noch einen heißen Monat hatten wir durchzustehen, dann beginnt die Regenzeit. Der Mai gilt als der regenreichste Monat hier. Ich werde ein Tagebuch führen, um über die wirkliche Regenzeit urteilen zu können und die paar Ereignisse aufzuschreiben, die wir erleben werden. (Die meteorologischen Beobachtungen dürften den gewöhnlichen Leser kaum interessieren und werden deshalb weggelassen)

13. May Tomaten und Gurken gesät

14. May Kusa gesät

15. May Eine Schlange in meiner Vorratskammer getötet

16. May Wieder eine Schlange im Vorratsraum erschlagen, Syrischen Kürbis, französische Bohnen und Sansibar Spinat gesät. Aber ich hatte wenig Hoffnung, von der Saat irgendwie zu profitieren, weil bis jetzt nichts aufgekommen war.

24. May Unser Koch Songoro ist sehr bestürzt darüber, dass seine Frau ihm davongelaufen ist. Das ist die zweite, die es ihm so gemacht hat, seit ich ihn habe. Armer Songoro! Ich habe mir schon oft gewünscht, ihn nach England mitnehmen zu können, nur um den Damen einmal zu zeigen, was für einen Mann ich in meiner Küche haben muss. Ich frage mich, ob er in einem respektablen Hause überhaupt die Erlaubnis bekäme, auch nur Messer und Gabel abzuwaschen und er war doch der Beste, wirklich der Allerbeste, den ich kriegen konnte. Sein Äußeres glich mehr dem eines Tieres als bei irgendjemandem, den ich sonst kenne. Man konnte nicht die leiseste Spur von

Intelligenz bei ihm sehen. Einige behaupteten er sei schwachsinnig, aber dem kann ich nicht beipflichten, obwohl die unbeschreibliche Leere seines Gesichtes vielleicht ein Zeichen dafür sein konnte. Wenn es wirklich so war, dann war es sein Unglück, nicht seine Schuld. Aber jedenfalls war es bemerkenswert, dass ich ihn für meine Küche gefunden hatte; denn hier ist das Kochen so ausschließlich Frauenarbeit, dass kein Mann sich für diesen Posten finden lässt. Jedoch dieser Mann war in den Augen seiner Leute nur ein halber Mann, der blieb und schien sich sehr wohl zu fühlen und wurde auch von den anderen um seiner weiblichen Art willen nicht geneckt. Aber was für ein Dorn im Fleisch war er! Wenn ich zum Beispiel sagte: „Lass es nicht zu sehr kochen“, dann kam ich wieder in die Küche und nicht selten war das Feuer aus und ich wusste nicht, ob die Speise nun gekocht hatte. Wenn ich dann nach dem Grund dazu fragte, antwortete er: „Du hast doch gesagt, es soll nur leise kochen.“ Wenn ich aber nicht warnte, machte er ein so großes Feuer, dass das Huhn, oder was es sonst war, ganz zerkochte. So hatten wir meistens schlechtgekochtes Essen. Aber von all diesen Kleinigkeiten kann nur eine Frau verstehen, wie sie einen plagen können, mein Mann und andere Leute pflegten nur darüber zu Lächeln.

Manch einer würde fragen: „Hättest du das nicht alles selber machen können, es würde doch Spaß gemacht haben?“ Darauf und auf alle anderen Fragen kann ich nur antworten: „Halte dich mal selber im tropischen Klima auf und dann sieh, ob du dann wirklich noch wert darauf legst, am Feuer zu stehen, zu rühren und zu backen und überhaupt an dem offenen Feuer zu arbeiten. Wenn du es tust, ist dein Appetit völlig weg und du bist danach in einem Zustand, der dich unfähig macht, überhaupt noch etwas zu tun. So zieht man es halt vor, alles laufen zu lassen, wie es eben läuft.“

Andere mögen sich oft darüber wundern, warum ich nicht eine Frau angestellt habe, was doch am natürlichsten gewesen wäre. Das wäre wirklich unmöglich gewesen; denn ich glaube fest, sie hätten mich dann aus meiner Küche vertrieben. Wo eine ist, da sind auch alle anderen, der Ort würde der ideale Treffpunkt aller Schwätzbasen geworden und sie hätten mitgehen lassen, was sie erwischte hätten. In meinen Augen sind die Suahelifrauen die widerwärtigsten von allen, die ich kenne. Ich könnte ein ganzes Kapitel über sie schreiben. Und außerdem glaube ich mit Recht sagen zu können, dass sie nur ein einziges Gericht kochen können. Es ist das Standardgericht, was sie von klein auf gesehen und kochen geholfen haben, namens „Wali Mdusi“, Reis, in Kokosnussmilch gekocht, was sie ausgezeichnet verstehen. Mdusi ist dann ein Sud mit Curry, Fleisch, Fisch, Geflügel und dergleichen, was sie mit dem Rest zusammenkochen.

Songoro ist ein Eingeborener aus dem Land der Wasegua und er war schon einige Zeit in Bombay. Von dieser Stadt spricht er, als ob es dort alle Dinge gäbe. Selten wünschte ich etwas, wo er nicht versicherte, dass das in Bombay reichlich, „telle“ vorhanden sei. Er war dort bei Missionaren lange bevor ich ins Land kam, aber hatte sie verlassen und war hernach von Mr. Erhardt von Sansibar hergebracht worden. Ich habe ihn immer noch und wenn man ihm mit Entlassung droht, sind seine Bitten, bleiben zu dürfen, inständig und mitleiderregend. Denn er ist ein Sklave und ruft dann immer: „Was soll ich tun? Jetzt bin ich allein und habe keinen „Bana“ (Herrn)!“ Das gehört zu der Sklaverei in diesem Lande. Er hat großes Unglück mit seinen Frauen,

keine hält es lang bei ihm aus. In der kurzen Zeit, seit ich ihn habe, hat er schon zwei gehabt und beide sind sie ihm davongelaufen. Aber diejenige, die heute früh fortging, kann er vielleicht dazu überreden, zu ihm zurückzukehren, denn er lief ihr sofort nach.

- Sa. 24. Mai Ein normaler Tag. Wieder eine Schlange im Vorratsraum erschlagen. Wie gnädig sind wir von einem Biss verschont geblieben. Wir hörten einen Bericht über einen Einbruch der Massai in das Durumaland.
- So. 25. Mai Heller Sonnenschein und heftiger Wind. Mein armer Mann leidet diesen ganzen Monat schon an Furunkeln.
- Mo. 28. Mai Das davongelaufene Weib kam heute Abend zurück.
- Mi. 30. Heute töteten die Diener eine Gnombi [Kuh].
- Do. 31. Ich fürchte wir bekommen diesmal nur wenig Regen.
- Fr. 1. Juni Wir überlegen, bald einmal zur Abwechslung nach Mombas zu gehen und sprechen davon, dass der nächste Monat uns wohl Briefe bringen wird. Wie ich mich freue!
2. Juni Unser Esel hat des Zauberdoktors Reis abgefressen. Damit haben wir viel Not. Viele beklagen sich, dass der Reis von der Dürre vernichtet wird.
5. Juni Das Wetter ist wunderschön. Der frische Wind nimmt die Hitze weg und wir fühlen uns sehr wohl. Gott sei Dank für die ungezählten Wohltaten dieses Tages!
6. Juni Abbe Gundja ging zur Beerdigung seiner alten Tante. Ich denke sie war schon sehr, sehr alt. Einige Leute erreichen wirklich ein hohes Alter.
9. Juni Unser Esel beging schon wieder das Verbrechen, Malindi von einem Mkamba zu fressen. Wir hörten heute ganz deutlich das Rauschen des Meeres, was ein Zeichen von kommendem Regen ist.
10. Juni An diesem Tag vor 10 Jahren kam mein lieber Mann hierher.
11. Juni Ein Mann brachte die Nachricht, dass ein Schiff von Sansibar in Mombas angekommen sei.
12. Juni Ein Askari kam mit einem Paket Zeitungen und einem Brief von Colonel Hamerton.
14. Juni Hamedi ging nach Mombas, um ein Boot für uns zu mieten.
15. Juni Ein ziemlich trüber Tag, aber innerlich sind wir glücklich.
16. Juni Hamedi kommt mit den Bootsleuten zurück. Er brachte zum ersten Mal in diesem Jahr Mangos mit.
17. Juni Wir erwachten und standen beim Morgengrauen auf. Alles war zum Aufbruch bereit, aber der Regen hinderte uns.

18. Juni Ein schöner Tag! Wir brachen ungefähr um 10 Uhr auf. Wir genossen den Ritt und die Bootsfahrt sehr. In der Mitte des Nachmittags erreichten wir Mombas und unser jammervolles Haus.
19. Juni Ich stand zeitig auf, denn ich war mir bewusst, dass viel zu tun sei, wenn wir es einigermaßen gemütlich haben wollten. Es war sehr gut, dass ich so bald anfang; denn kaum hatte ich mich nach dem Frühstück angekleidet, als auch schon der Gouverneur mit seinem Gefolge und dem Zollbeamten, natürlich unangemeldet hereinkamen. Der erstere ist ein unangenehmer Mensch, seine Besuche belästigen uns jedes Mal. Wir sollten wirklich niemals nach Mombasa kommen, aber ich denke, die Abwechslung tut uns doch gut. Eine Beschreibung unseres Aufenthalts will ich anderswo geben.
20. Juni Wir bleiben 14 Tage hier. Da ich kein Tagebuch führte, muss ich diese Tage auslassen, aber es wäre für jeden Tag nur eine Wiederholung des vorherigen gewesen. Wir warteten sehr auf Briefe, aber es kam keiner und schließlich kehrten wir in unser glückliches Heim zurück. Am 8. Juli reisten wir ab, und so müsste ich eigentlich jetzt den nächsten Monat beschreiben. Aber aus einem Grund, den ich vergessen habe, schrieb ich in diesem Monat nichts auf und fing erst im August wieder an.
- So. 3. August Ein Askari brachte uns ein kleines Brieflein, aber so klein es war, so enthielt es doch die höchst erfreuliche Nachricht, dass Mr. Daimler in Sansibar sei und so bald als möglich zu uns kommen würde. Wir waren glücklich, dass wir den Besuch eines Freundes haben sollten, obwohl wir oft die Bemerkung gemacht hatten, dass wir allein am glücklichsten seien.
- Mo. 4. August Jeden Tag warten wir nun auf die Nachricht von dem Kommen eines Bootes, das uns den Freund und ohne Zweifel auch Briefe, Zeitungen und andere Post bringen wird, hoffentlich auch Vorräte, denn meine Speisekammer ist ziemlich leer. Mr. Daimlers Brief hat zwanzig Tage gebraucht, bis er zu uns kam.
- Di. 12. August Wir hörten eines Tages in diesem Monat, dass die Wanika von den Masai nichts mehr zu fürchten hätten. Einer aus der Nachbarschaft erzählte, dass das meiste ihrer gestohlenen Beute gestorben sei, was sie nicht dem Klimawechsel, sondern der Zauberei zuschreiben.
- Sa. 16. August Jetzt gibt es viel Hirse. Wir haben welchen gemahlen, um bald Brot zu backen. Mit dem zweiten Mondviertel kam viel Regen. Es gab gelegentlich heftige Schauer.
- So. 17. August Wir hörten, dass Mr. Daimler in Mombas angekommen sei und freuten uns sehr. Mein liebster John machte sich mittags auf den Weg, den Gast willkommen zu heißen. So muss ich bis übermorgen allein bleiben.
- Mo. 18. August Nach einer guten Nachtruhe und nicht gestört von irgendjemandem suchte ich mir allerlei Beschäftigungen, um mich nicht einsam zu fühlen. Zu meiner großen Überraschung schickte mir mein lieber Mann am Abend ein Paket mit den neuangekommenen Zeitungen. Wie nett und fürsorglich!
- Di. 19. August Ich stand früh auf und wartete so ruhig ich konnte auf die Ankunft meiner Freunde. In dem Paket von gestern Abend waren Briefe von Mrs. Lieder und Badger. Um die Zeit

des Sonnenunterganges erlebte ich die Freude, meinen Mann und Mr. Daimler willkommen heißen zu können. Letzterer brachte einen portugiesischen Koch mit.

- Mi. 20. August Wir waren alle sehr beschäftigt mit dem öffnen und Aufräumen der Pakete. Unsere ersten Eindrücke von unserem Freund sind sehr angenehm. Er hilft bei allem mit größter Lebhaftigkeit. Möge er gesund bleiben und Segen auf unserer Gemeinschaft ruhen! Antoin, der Koch, bereitet jetzt unsere Mahlzeiten auf indische Art. Der Häuptling machte einen Besuch und bekam ein Geschenk.
- Do. 21. August Alles geht gut. Bald müssen wir anfangen, Briefe zu schreiben. Jetzt habe ich noch zu tun mit den Zimmern und den Kisten. Meines Mannes Füße sind aber weiterhin schlecht dran. All das Stehen und Gehen verzögert die Heilung und macht sie sehr langweilig. Heute vor 10 Jahren kam ich in Kairo an.
- Fr. 22. August Alle meine Tage kann ich gleichförmig beschreiben, denn alles geht denselben Gang. Aber heute fühlt sich mein lieber John gar nicht wohl. Er schreibt es dem Unterschied in unserer Lebensweise zu, unsere frühere ganz einfache erweist sich meines Erachtens als die am besten für dieses Klima geeignete, aber vielleicht ist das für einen Neuankömmling anders.
- Sa. 23. August Ich bin immer noch damit beschäftigt, es unserem Freund bequem zu machen. Wir genießen die Abende mit viel Unterhaltung. Die Themen sind das Missionshaus in Basel, die Missionsarbeit in Indien und die augenscheinliche Hoffnungslosigkeit der Arbeit hier. Mr. Daimler wünscht sich schon wieder nach Bombay zurück und bereut, dass er aus seinen Studien herausgerissen ist und wegging von dem so vielversprechenden Missionsfeld, wo er doch so sehr darauf aus ist, das Evangelium zu verkündigen. Immer wieder sagt er, hier hätte jetzt keine Missionsarbeit angefangen werden dürfen.
- So. 24. August Ein ruhiger Tag. Ich habe fleißig in der Lebensbeschreibung von Weitbrecht gelesen. Was für ein lieber, guter Mann! Am liebsten hätte ich, das Komitee würde so einen Mann als einen Versuch hierherschicken, damit wir seine aufrichtige Meinung hören könnten.
- Mo. 25. August Ich glaube, ich wachte vom Regen auf. Es hatte in der Nacht stark geregnet. Je mehr ich von Mr. Weitbrecht lese und meinem Mann erzähle, desto trauriger sind wir, dass wir hier bleiben. In Indien gibt es Arbeit, Arbeit, Arbeit, wo Tausende von Mitmenschen aus Mangel an Wissen zugrunde gehen. Da könnte auch ich etwas tun, ich, die ich noch nichts für Jesus getan habe und mein Mann würde mit Gottes Hilfe viel tun können. Er hat ja einen wirklich missionarischen Geist und ist jung und stark, wenn ich es auch nicht bin.
- Di. 26. August Alles ist ruhig heute. Mr. Daimler hat sich nun eingerichtet und es sieht ganz gemütlich in seinen kleinen Zimmern aus. Möge er sie lange genießen!
- Mi. 27. August Die Frau von Abbe Gundja klagte über Unwohlsein. Sie konsultierte den Zauberdoktor und er sagte ihr, es käme von einem Wasegua Geist. Um diesen Geist günstig zu stimmen, müsse sie sich nach Art der Wasegua kleiden mit all deren Schmuck etc. und man müsse für sie die Trommel schlagen. Das fand im Hause eines Freundes statt,

denn die Missionare hatten es sich auf ihrem Grund und Boden verbeten. Als ihr Mann davon sprach, behauptete er, sie habe noch sieben andere böse Geister.

Eines Morgens kam eine nach Suaheliart gekleidete Mkambafräule in unseren Hof, sie trug einen großen Suahelischirm in der Hand. Sie bildete sich ein, sie habe eine Krankheit. Der Zauberdoktor hatte ihr gesagt, es sei ein Geist der Suaheli, deshalb legte sie, um ihn zu beruhigen, die Kleidung seines Stammes an. Das geschieht häufig und während der Geist sie plagte, reden sie unaufhörlich mit großer Heftigkeit in unverständlichen Worten. Man kann in ein oder zwei Worten entweder Kikamba oder eine andere Sprache vermuten. Einmal sah ich Abbe Gundjas Frau in einer Art solchen Anfall. Sie schien sehr erregt, hatte einen starren Blick, biss die Zähne zusammen und sprach unheimlich schnell, aber ganz und gar nicht wirr und schien sich in eine Wut hineinzusteigern. Niemand kümmerte sich um sie, sondern man ging vorbei und bemerkte höchstens, dass das ihr Geist bewirkte.

Do. 28. August Alles in Ordnung. Arbeit, Lesen und Schreiben füllen meinen Tag aus. Am Abend schlachteten die Diener ein Schaf. Der Unterschied unserer jetzigen Haushaltsführung zu unserer früheren ist meiner Meinung nach groß und das tut mir leid, denn es ging uns wirklich gut. Aber Mr. Daimler sagte wörtlich, er könne nicht so leben, wie wir und sicherlich ist das kein Wunder bei einem, der von Indien kommt. Der Kontrast zu dem Leben dort muss überwältigend sein.

Fr. 29. August Mr. Daimler fühlt sich nicht wohl. Wir mussten ihm eine Dosis Medizin geben. Er hat kein Fieber, aber kleine Schwellungen. Salimini musste fliehen, scheinbar wegen einer Schuld bei seinen Herren. Er sollte an einen anderen Mann verkauft werden, das wollte er nicht, so lief er davon.

Sa. 30. August Mr. Daimler geht es besser. Ich wachte mit starken Kopfschmerzen auf und ein Husten, den ich schon einige Zeit hatte, wird sehr quälend.

So. 31. August Ein schöner, ruhiger Tag. Im Intelligenzblatt las ich, was sich in anderen Ländern ereignet. Der Kontrast zu diesem Land hier ist wirklich beklagenswert und fällt uns jeden Tag mehr und mehr auf. Als ich las, wäre ich gern in das Djebuland gereist. Das erste Mal seit ich hier bin, jetzt mehr als vier Jahre, hat mir heute einer für eine kleine Gabe, die er erhielt, gedankt. Ich war wirklich so überrascht, dass ich den Mann nur anstarren konnte. Es war aber kein Afrikaner, sondern der portugiesische Koch. Die Eingeborenen benutzen das Wort nicht, weil sie es gar nicht kennen; aber sie zeigen auch nicht einmal Freude über etwas, was man ihnen gibt.

Ich erinnere mich nur einmal an einen Augenblick von Befriedigung, den einer zeigte, obwohl er begleitet wurde von der völligen Apathie und Gleichgültigkeit, die den Missionaren von den Leuten entgegengebracht wird. Ich schreibe ab, was ich mir damals notierte:

Schmerzlich berührt war ich von der Selbstsucht und Herzenskälte eines Mnika Jungen während eines Gesprächs zwischen ihm und meinem Mann. Er war ein armer, kranker Krüppel, was ihn irgendwie zum Ausgestoßenen aus seiner Sippe machte. Wenn er am Leben bleiben würde, wäre er mit der Zeit eine ekelhafte Belastung für sie und schließlich würde er wie ein Hund verscharrt werden. Ein Krebs hatte schon

einige seiner Finger und Zehen abgefressen (Anm. Wahrscheinlich Lepra) und die Eingeborenen haben solch ein Grauen vor dieser Krankheit, dass sie ihren Namen nur flüsternd erwähnen aus ihrer abergläubischen Furcht heraus. Dieser Junge kam öfters und ich bildete mir ein, so etwas wie ein bisschen Vergnügen (ich will es nicht Dankbarkeit nennen, denn die kennen sie ja nicht) an den kleinen Freundlichkeiten zu erkennen. Einmal sagte er, als er ein Stück Fleisch von mir bekam, sein Herz fühle er mir zugeneigt. Alles dieses machte mir Hoffnung, dass das ein weniger hoffnungsloser Fall sei als die anderen. Wenn man ihm sagte, dass er, obwohl von seinen Landsleuten vernachlässigt, einen Heiland habe, der ihn nicht nur liebe, sondern der für ihn gestorben sei, würde er vielleicht hören. Er würde veranlasst sein, wieder und wieder zu kommen, um diese erfreulichen Nachrichten anzuhören und - um seinen eigenen Ausdruck zu benützen – sein Herz würde sich wirklich einem zugeneigt fühlen, der so viel für ihn getan hatte. Mein Mann ergriff die erste beste Gelegenheit, mit ihm zu sprechen und ich beobachtete sie bei dem Gespräch in der Hoffnung, dass irgendein Wort den armseligen leeren Ausdruck des Jungen aufhellen würde. Als mein lieber John zurückkam, erzählte er mir viel von dem, was er gesagt hatte und zuletzt habe er erwähnt, dass die Leute im allgemeinen so gleichgültig gegenüber den großen Wahrheiten seien, die er ihnen aus dem Buch dargelegt habe, und dass er es nicht für möglich halte, dass er fortgehen werde zu anderen Menschen, die über die gute Botschaft froh sein würden etc. „Na, und was sagte er dazu?“, fragte ich begierig. „O“, antwortete mein Mann, er fragte nur, wenn wir gingen, was aus den Bäumen würde, die wir gepflanzt haben. Das mag für einen Fremden nicht so bewegend sein, wie für mich, der ich es erzähle. Nur wenige kennen die traurige Stimmung, die das Herz eines Missionars dabei ergreift, der unter einem Volk fünf, acht oder zehn Jahre gearbeitet hat, sie nie anders als mit Freundlichkeit behandelt hat, ihre geistige und weltliche Entwicklung angestrebt hat, und nach all diesem bei einer Andeutung seines Weggangs findet, dass sie nur neugierig sind, was aus den Bäumen wird, die er in seinem Garten pflanzte.

September

- Mo. Alles wie gewöhnlich. Mr. Daimler nahm wieder Medizin. Wie alle Deutschen scheint er das gern zu tun. Unser armer kleiner Esel hat eine böse Wunde, von Insekten hervorgerufen. Es scheint nicht wert zu sein, solche alltäglichen Dinge zu berichten, aber von Tag zu Tag ist alles so gleichförmig, dass ich sonst gar nichts zu berichten hätte.
- Di. Alles ruhig. Mr. Daimler studiert eifrig und mein lieber John widmet ihm viel Zeit dabei.
- Mi. Immer dasselbe. Unser Freund scheint Fieber zu bekommen. Ich war ja gleich nachdem ich in das Land gekommen war, davon ergriffen worden, aber vielleicht ist er durch sein Leben in Indien davor geschützt (dagegen gefeit). Er ist ein guter frommer junger Mann.
- Do. Heute fielen einige sehr erfrischende Regenschauer. Mr. Daimler klagt wieder über Schwellungen. Er bat mich, ich solle mit ihm jeden Tag Englisch lesen, damit er sich darin verbessern könne.

- Fr. Es ist ein kleines Badehaus geplant. Die Diener gingen, die Pfosten zu holen, die einmal Dr. Krapfs Haus in Rabbai gebildet hatten, denn es ist schon lange eingestürzt. Unsere Schreibzeit ist wieder da, aber ich werde nur an Mrs. Lieder schreiben.
- Sa. Alles normal. Letztes Jahr um diese Zeit rüsteten wir uns für die große Reise. Ich glaube, wir haben keine Sehnsucht nach einer anderen. Mein Kopf plagt mich sehr. Ich habe Schmerzen, es hämmert drinnen und manchmal fühle ich eine Art Verwirrtheit.
- So. 7. Sept. Ein ganz ruhiger Tag. Ich liebe den ruhigen Sabbath so sehr. Heute hörten wir, dass viele unter Mangel an Getreiden leiden, wenn das wahr sein sollte, muss eine kleine Hungersnot die Folge sein. Arme, elende Menschen!
- Mo. Nichts Neues. Mr. Daimler geht es gut und er sitzt unermüdlich über seinen Studien, man sieht ihn selten ohne seine Grammatik. Meines Mannes Fuß ist immer noch nicht heil, eine ganz langweilige Sache.
- Di. Ich möchte wissen, was in der übrigen Welt vor sich geht. Ich nehme an, es geht ihr wie uns allen, Schmerz und Trauer, Freude und Glück wechseln sich ab. Alle Leute können ihre kleinen Geschichten erzählen, von dem einen oder anderen, ein gemeinsames Schicksal erwartet sie dann alle.
- Mi. Mr. Erhardt ist sehr geplagt von schmerzhaften Schwellungen, die er für Rheumatismus hält. Gott allein weiß, wie das enden wird. Das Klima setzt ihm auf ganz andere Art zu als den übrigen Leuten. Vielleicht bleibt ihm das Fieber erspart.
- Do. Unverändert
- Fr. Mr. Daimler klagt noch immer und läuft herum in einem ganzen Anzug aus Flanell, weil er so friert. Es regnet.
- Sa. Eine Gnombi [Kuh] wurde getötet. Es war merkwürdig, dass ich diesmal stillsitzen und gar nichts mit dem salzen und einkochen des Fleisches zu tun haben sollte. Es regnet viel. Salimini kam zurück, er wurde an einen anderen Mann für 30 Schilling (6 Pfund) verkauft.
- So. 14. Sept. Ein ganz angenehm ruhiger Tag. Am Abend feierten wir das Heilige Abendmahl. Zurzeit sind hier viele Suaheli, sie sind auf dem Weg nach Ukamba, um Elfenbein zu kaufen.
- Mo. Alles in Ordnung. Die Diener vergrößern den Muhogogarten [Maniok]. Mr. Daimler leidet immer noch an seinen Schwellungen, er kann seine rechte Hand nicht benutzen. Wir sind froh und dankbar, dass der Koch sich so gut hält.
- Fr. Heute ist der Neujahrestag der Wanika, den die jungen Leute drei oder vier Tage lang mit Tanzen feiern, wobei sie von einem Dorf zum anderen ziehen. Ich habe in eine Jacke von Mr. Daimler Flanellärmel eingenäht, weil er so sehr unter der Kälte leidet. Ich erinnere mich einer Zeit, wo es mir auch so ging.

- Mi. Es passierte nichts Besonderes. Ich hörte einmal, dass Dana krank sei. Man denkt, er sei verzaubert von einem Mann, der eifersüchtig war, weil er einem anderen Mann so viel Elefantfleisch gebracht habe. Jetzt versucht der Zauberdoctor, ihn zu entzaubern.
- Do. Alles wie gewöhnlich. Mr. Daimler geht es viel besser.
- Fr. Wir hörten, dass das Schiff nach Bombay in ein oder zwei Tagen auslaufen soll. Songoro wurde nach Mombas geschickt, ein Boot zu mieten. Freundlicherweise bot sich Mr. Daimler an, für meinen Mann hinzugehen, um ihm das Laufen zu ersparen.
- Sa. Mr. Daimler ging nach Mombasa. Mr. Erhardts Kisten sind weggeschickt. Wie sehr genießen wir es, einmal wieder allein zu sein. Wie dankbar bin ich dafür, dass ich mich nicht nach Gesellschaft sehnen muss, obwohl ich sie doch einmal so sehr liebte. Aber ein paar christliche Familien um mich wären mir doch viel wert.
- So. 21. Sept. Ein ruhiger Tag. Mein armer Mann lag den ganzen Tag, um seinem Bein Ruhe zu verschaffen, was besser zu werden scheint. Ich möchte wissen, warum es gar so lange nicht heilt.
- Mo. Ein ziemlich geräuschvoller Tag, weil große Gruppen von Suahelis auf dem Weg nach Ukamba vorüberziehen. Wenn sie Freunde unter unseren Bediensteten haben, so machen sie hier Station und ruhen aus und übernachten. Sie scheinen sehr guter Laune zu sein, aber wer weiß, was sie alles vor sich haben werden.
- Di. Dasselbe. Am Nachmittag schickte ich Hamedi mit dem Esel, weil die Möglichkeit bestand, dass Mr. Daimler zurückkäme, aber er kam nicht.
- Mi. Immer noch mehr Suaheli ziehen vorbei. Ich sandte den Esel ein zweites Mal, aber es war wieder umsonst. Wir nehmen an, dass er mehr zu tun hatte, als er erwartet hatte.
- Do. Heute vor drei Jahren hat Dr. Krapf uns verlassen. Wiederum sandte ich den Esel, aber wir bekamen Nachricht, dass der Erwartete krank geworden sei. Was machen wir nun mit dem armen Mann? So bald als möglich müssen wir nach ihm sehen, aber meines armen Mannes Fuß! Dadurch wird doch die Entzündung wieder verschlimmert.
- Fr. Wir haben Hamedi ganz früh losgeschickt, ein Boot für uns zu besorgen. Vielleicht können wir morgen reisen. Der Mann kehrte abends mit einem Boot zurück und hatte einen Brief von Mr. Daimler, dass er einen Fieberanfall gehabt habe. Es gehe ihm aber schon wieder besser, er fühle sich nur noch recht schwach und mein Mann brauche nicht zu kommen. Dafür war ich recht dankbar.
- Sa. Hamedi kehrte mit dem Boot nach Mombas zurück und wir gaben ihm Lebensmittel und einen Brief für den Kranken mit. Jetzt halten wir uns bereit, falls es ihm schlechter ginge, sofort abzureisen. Wir haben Angst um ihn, wir denken an ihn und beten für ihn, das ist alles, was wir für ihn tun können und wir müssen ihn Gottes Händen überlassen. Ganz merkwürdigerweise brach zwei Stunden nach dem Abendessen auf dem Dach unserer Küche Feuer aus. Es war wirklich höchst sonderbar, denn in der Küche war kaum noch ein bisschen Feuer und der Ort, wo es ausbrach, war weit vom

Feuerplatz entfernt. Ich bezweifle nicht, dass es Brandstiftung war, aber das Motiv dazu kann ich mir nicht denken.

So. 28. Sept. Ein schöner ruhiger Tag, aber keine Nachricht aus Mombas. Wir hatten gehofft, Hamedi würde zurückkehren und uns neue Meldungen bringen, aber ich vermute, der Versuchung, einen Tag mit seinen Freunden verbringen zu können, hat er nicht widerstehen können.

Mo. Alles normal. Am Abend kam Hamedi zurück und brachte einen Brief von unserem Freund – vier Seiten lang – eine Heldentat, den zu schreiben! Ich entnehme daraus, dass es doch nur ein leichter Fieberanfall gewesen sein muss. Aber mein Mann denkt, er müsse gehen und ihn abholen. Ich denke das auch, aber es ist für mich so eine Prüfung, allein gelassen zu werden.

Di. Abbe Gundja ging für uns nach Mombas, ein Boot zu bestellen. Das Küchendach wurde geflickt.

Oktober

Mi. Heute zeigte wieder einmal ein kleiner Zwischenfall die Stellung des Europäers zum Herrn dieses Landes. Unser Koch Songoro (einem aus der niedersten Klasse von Menschen), brachte seinen Koffer zum Herrn. Er forderte ihn auf, ihn unverzüglich zu reparieren, weil alle Dinge herausgenommen worden seien! Viele Leute in England würden sagen: "Was für eine Unverschämtheit!" Nein, Songoro wollte nicht unverschämt sein, er redete nur mit dem Europäer wie alle anderen Leute hier, weil er hier ja nichts gilt. Als Songoro in Bombay war, nannte er seinen Herrn Sahib, aber hier wollte er das nicht, obwohl ihn Dr. Krapf dazu aufgefordert hatte.

Do. Mein lieber John machte sich etwa um 10 Uhr auf den Weg und ich war wieder einmal allein. Ich fühle mich wirklich einsam, aber ich bin immer in völliger Sicherheit und meine Nächte sind ruhig und friedlich, Gott sei Dank, denn ich würde sehr aufgeregt sein.

Fr. Ich stand früh auf und machte mir so viel als möglich zu tun, um mein Alleinsein zu vergessen. Am Nachmittag sandte ich den Esel, weil ich die leise Hoffnung hegte, dass sie kommen könnten, aber sie kamen nicht.

Sa. Wieder ein Tag allein! Aber um drei Uhr kam als erster Salimini mit einem großen Truthahn, ein Geschenk des Gouverneurs. Und um fünf Uhr kamen die anderen. Mr. Daimler fühlte sich schwach, aber viel besser, als ich erwartet hatte, er ist wirklich gnädig behütet worden. Am Abend tötete ich wieder eine große Schlange.

So. Alles in Ordnung. Mr. Daimler fühlt sich noch immer müde und blieb den ganzen Tag im Bett. Der Truthahn zieht viele Besucher an. Sie nennen ihn europäischer Hahn und müssen denken, unsere Hühner haben so ein riesenhaftes Aussehen.

Mo. Mr. Daimler ist auf und weil er schon früh gesungen hat, geht es ihm sicher einigermäßen gut. Die Ameisen beginnen immer mehr Ärger zu machen. Sie haben so wenig Madama in der Gegend geerntet, dass sie nur ein Schiff damit beladen konnten. Ich fürchte, da wird großer Mangel herrschen.

Di.

Mr. Daimler geht es nicht so gut, er blieb den ganzen Tag in seinem Zimmer. Am Abend bekam ich ein Paket von Mr. Horn aus Sansibar. Unter den Neuigkeiten war auch die Nachricht von einer Erkrankung von Colonel Hamerton und dem Ausbruch der Pocken, an denen schon viele Leute gestorben seien. Mr. Daimler kam zum Dinner, es scheint ihm ganz gut zu gehen. Es war ein lärmfüllter, unangenehmer Tag, dank der faulen Männer und Frauen und der Kinder, die den Truthahn zu sehen kamen. Ich will ihn bald schlachten lassen. Ein wunderschöner Regenguss. Es war sehr angenehm. Aber die Leute störten mich sehr. Der Truthahn jedoch scheint die Bewunderung zu genießen, denn er verbringt den ganzen Tag lang damit, dass er mit aufgeplusterten Federn herumstolzert und, wie die Leute das nennen, seine Kanonen abfeuert. Mr. Daimler kam nicht, weil er eine schlaflose Nacht gehabt hatte, die Ameisen hatten ihn zweimal aus seinem Bett vertrieben. Ach wie oft ist uns das schon passiert! Mr. Daimler kam zu uns zum Dinner. Am Abend wurde der arme Truthahn geschlachtet. Salimini kam von Mombasa zurück, aber ließ Hamedi im Zwiespalt wegen seiner Frau. Sie weigerte sich mit ihm zu leben, so lange er das Sklavenmädchen behält und es scheint, dass er beide zusammen behalten will. Die Geschichte mit der Sklavin ist folgende: Kurze Zeit nach unserer Rückkehr forderte Hamedi die Erlaubnis, nach Mombasa zu gehen. Nach ein oder zwei Tagen kehrte er zurück und brachte eine junge Sklavin mit, die er von seinem Geld gekauft hatte. Ich denke, er hielt das für die beste Kapitalanlage, denn sie war nun sein Eigentum. Aber die Missionare haben nie erlaubt, dass die Bediensteten sich Sklaven hielten. Ein oder zweimal ist es vorgekommen. Aber als jetzt alles ruhig verlief, wollten sie es übersehen, bis etwas schief ging. So bemerkten wir es nicht, aber der Zustand dauerte nicht lange. Kurze Zeit darauf ging Hamedi wieder nach Mombasa und am Tag nach seinem Weggang hörte ich Kreischen und Schreien eines Mädchens. Ich stürzte ans Fenster und sah, wie dieses arme Mädchen Nofa von der sehr starken Frau Hamedis heftig geschlagen und zu Boden gezerrt wurde. Ich schrie auf und würde mich sofort zwischen die beiden geworfen haben, hätte mich mein Mann nicht zurückgehalten und gesagt: "Jetzt hat das Ding ein Ende; ich werde Hamedi befehlen, dass er sie, sobald er zurückkommt, fortschafft." Lange Zeit konnte ich mich nicht beruhigen, das Mädchen schrie und heulte so laut. Ich kämpfte auch mit den Tränen und passte sehr auf, dass die Schlägerei sich nicht wiederholte. Aber als Hamedi zurückkam und uns die eigentliche Geschichte berichtete, da wunderte ich mich nur, dass seine Frau sie nicht noch schlechter behandelt hatte und sie immer noch mit einer Art von Duldung behandelt. Hamedis Frau ist auch Sklavin (wie alle Frauen unserer Diener) und er muss für sie an ihren Herrn 2/- p. M. zahlen. Das findet er zu teuer und weil er keine freie Frau haben kann, kaufte er dieses Mädchen als seine Frau und die andere wollte er los sein. So ist natürlich Eifersucht die Ursache, dass das Mädchen der Frau ein ständiger Dorn im Auge ist. Diese wiederum ließ keine Gelegenheit aus, ihr zu sagen, Hamedi würde sie vorziehen und nur, wenn sie sie gut behandeln würde, könnte sie auch Hamedis Frau bleiben. Hamedi bekam die Anweisung, weil das seine zukünftige Frau sei, könne sie bleiben, aber nur so lange, als sie nicht schlecht behandelt würde. Sonst müsse er sie wieder loswerden. Nofa ist von derselben Gegend wie Salimini und von dem Portugiesen gefangen genommen worden, mit dem sie einige Zeit gelebt hatte. Aber schließlich kam sie in die Hände von Suahelis, die sie nach Mombasa brachten.

- Sa. Heute ließ sich Mr. Daimler nicht bei uns sehen. Ein junger Mann mit seiner Mutter kam vorbei, sie schien mir älter, als jede andere Frau, die ich gesehen habe. Ich gab ihr ein paar Stückchen Ingwerwurzel, worüber sie sich zu freuen schien. Arme alte Kreatur! Dass ich nicht zu ihr sprechen konnte, machte mich weinen. Wie ein Heide es eben tut, schritt der Sohn mit seinem Stock voraus und sie trug die Last.
- So. 12. Okt. Ein guter Regen. Mr. Daimler immer noch in seinem Zimmer. Ich fürchte, mein Sabbath war verdorben, denn ein Messer wurde vermisst. Das scheint nicht der Rede wert, aber es gehen immerzu Dinge verloren und ich fühlte es wirklich wie eine Prüfung und regte mich sehr auf. Wir haben so wenig Sachen und wenn sie weg sind, können wir sie nicht ersetzen, aber ich kam darüber hinweg.
- Mo. Mr. Daimler bleibt immer noch auf seinem Zimmer, aber ich glaube, es geht ihm besser, vielleicht will er nur vorsichtig sein. Ich sehe voraus, falls er bleiben sollte (was ja ganz und gar nicht sein Wunsch ist), wird er mancherlei Nöte mit seinem Körper haben, von denen andere vor ihm nicht so viel Notiz genommen haben. Antoin ist krank geworden.
- Di. Antoin geht es besser, aber er ist schwach. Mein lieber John schrieb an Colonel Hamerton, dass Mr. Daimler krank gewesen sei und daran dächte wegzugehen. Er würde ihn bei nächster Gelegenheit in Sansibar aufsuchen. Hamedi kam aus Mombas zurück und ist zu dem Entschluss gekommen, dass er seine Sklavin wieder verkaufen und seine Frau behalten will.
- Mi. Beiden Invaliden geht es besser. Ich muss so viel an die arme Nofa denken. Wie gern würde ich sie behalten, wenn wir in einer anderen Lage wären. Sie wird wahrscheinlich nach Arabien geschickt werden. Wie wünschte ich, sie wäre eine Christin, was könnte sie nicht tun oder sagen in der Familie in die sie kommt. Es würde ja nicht das erste Mal sein, dass eine Sklavin einer Familie Segen gebracht hätte.
- Do. Mr. Daimler kam zu den Mahlzeiten. Antoin geht es noch nicht gut. Die arme Nofa ist heute früh am Morgen weggegangen, sie sah ganz heiter aus, wahrscheinlich ist es ihr gleichgültig, wohin sie kommt. Ihre Bestimmung ist es eben, eine Sklavin zu sein. Die Leute müssen nach Norden reisen, um Getreide zu kaufen. Hier gibt es keines mehr, das ist zu traurig.
- Fr. Alles wie gewöhnlich. Antoin ist immer noch krank, aber Gott sei Dank, nicht sterbenskrank. Zwei unserer Esel rissen aus und fraßen aus einer Pflanzung so viel, dass der Wert einen halben Dollar betrug. Das ist unangenehm, aber weil es kein Gras gibt, treibt sie der Hunger fort und wir haben kein Getreide zum Füttern.
- Sa. Heute habe ich eine Puppe in Mnika-Art für Herrn Daimler angezogen, dass er sie nach England mitnimmt – er spricht dauernd von seinem Weggang. Er sagt, er kann gewissenshalber nicht bleiben und obendrein kann er nicht seinen verwaisten Arbeitsplatz in Indien vergessen.
- So. 19. Okt. Heute sah es sehr nach Regen aus und große und kleine Gefäße wurden aufgestellt das kostbare Nass aufzufangen (denn wir fürchten, dass es bald rar werden wird),

aber die Wolken zogen nach ein paar Tropfen vorüber. Es war ein ruhiger Tag, obwohl ein lärmender Haufen von Wanika vorbeikam und um etwas Ingwer bettelte.

- Mo. Es ist wieder wolkig. Der arme Abbe Gundja musste auf seinem Feld schlafen, denn sie haben ihm Mais und Hirse gestohlen in der Nacht zuvor. Das wird nicht selten der Fall sein jetzt in dieser Zeit des Nahrungsmangels. Wir vermissen unseren Hund Trim. Vielleicht hat ihn ein wildes Tier gefressen.
- Di. Alles wohlauf. Leichte Regenschauer. Diejenigen, die Getreide haben, werden nicht verkaufen, weil sie fürchten, dass der Spätregen auch ausbleiben wird und dann der Mais kaputt geht. Der arme Trim kam zurück und sah schrecklich aus. Ein spitzer scharfer Stock war nach ihm geworfen worden und hatte ihn verwundet. Ich habe zwei Ziegen von Leuten gekauft, die nach dem Norden gezogen sind, um Getreide zu besorgen.
- Fr. Mehr Regen. Songoro ging, um Hirsepflanzen zu kaufen. Wir haben gar kein Gemüse, aber Antoin backt Brot, das ein Hochgenuss ist. Butter haben wir lange Zeit keine mehr gekostet, aber wir haben ja andere Dinge, wir haben nie wirklichen Mangel.
- Sa. Ich wachte an einem heftigen Regen auf, das war ein willkommenes Geräusch. Ich glaube, ich hörte gestern, dass die Leute ein Opfer gebracht haben, jetzt denken sie sicherlich, es hat geholfen. Im letzten Jahr blieb der Regen aus für einige Zeit und als sie umsonst ihre gewöhnlichen Zeremonien verrichtet hatten, und die Schuld erst einer Sache, dann einer anderen zugeschoben hatten, kamen sie schließlich zu der Überzeugung, dass der weiße Anstrich unseres Hauses die Ursache des ausbleibenden Regens sei. Sie waren drauf und dran, eine Kuh zu schlachten und das Haus mit Blut zu besprengen, als doch noch Regen fiel. Natürlich hätten sie das Fleisch gegessen und wir hätten die Kuh bezahlen müssen. Heute Abend sah ich den schönsten Regenbogen meines Lebens.
- So. 26. Okt. Ein wunderschöner Tag. Wir waren ganz ruhig und glücklich. Mr. Daimler ging ein wenig mit meinem lieben John spazieren, gerade bis ins nächste Dorf. Er findet gar nicht genug Worte, die elende Armut, die dürftige Bevölkerung und den ganzen unglücklichen Zustand dieses armen Landes zu beschreiben. Und wenn er dann an Indien denkt, dann verliert er sich in Erstaunen darüber, dass man eine Missionsarbeit in solch einem unvorbereiteten Land und Volk anfangen konnte.
- Mo. Kein Regen. Songoro ging nach Mombas, um Futter für unsere armen Tiere zu kaufen. Eines unserer guten Hühner wurde angeschossen und der Pfeil steckte noch in den Federn. Ich war sehr ärgerlich darüber, aber mein Mann sagte, es sei wohl der Hunger, der einen Jungen getrieben habe, dies zu tun. So muss ich Mitleid haben. Abbe Gundja beschreibt die bittere Not, die viele treibt, gen Norden zu wandern.
- Di. Früh ein ziemlich starker Regen. Nofa ist nun doch nicht verkauft. So hat Hamedi nun Frau und Sklavin in seinem Besitz. Ich wünsche ihnen allen Frieden.
- Mi. Alles in Ordnung.

- Do. Antoin ist wieder krank, deshalb geht in der Küche alles durcheinander. Songoro kehrte mit Getreide zurück und brachte die Nachricht vom Tod des Imam. Möge Gott uns gnädig sein, denn das könnte böse Folgen haben.
- Fr. Antoin noch immer krank. Ich wollte lieber, wir wären allein im Haus. Nicht dass ich Mr. Daimler fortwünsche, aber wir sind so gerne allein in unserer Wohnung. Alles war so ruhig und friedlich, aber jetzt ist es anders. Hamedi kam zurück, aber Salimini ist immer noch von seinem Herrn festgehalten. Eine dieser Nächte hörten wir eine Hyäne offensichtlich ganz nah bei unserem Haus. Es sind die schauerlichsten Töne in der Totenstille der Nacht und zeigen einem, an was für einem wilden Platz wir leben. Wir können keine Katze halten, denn wenn sie bei Dunkelheit sich nur ein wenig vom Haus entfernt, wird sie aufgefressen. Zu unserem größten Erstaunen lebt unser Hund immer noch.
- Sa. Wir erwarten nun jeden Tag Post. Antoin ist nicht besser. Ein Mnika schröpfte ihn.
- So. 2. Nov. Ein ruhiger Tag. Songoro ging in der Morgenfrühe nach Mombas, er kam abends zurück. Es gab keine Briefe, aber er erzählte uns einige Einzelheiten vom Tod des Imam. Antoin ist noch krank, ich habe viel Mühe und Angst um ihn. Man sehnt sich sehr nach Regen.
- Mo. Immer noch keine Nachrichten. Zum Wäschewaschen gingen die Männer nach Wasser und brachten mit Mühe und Not zwei Krüge voll. Dieser Mangel wird uns noch nach Mombas treiben. Mr. Daimler und John gingen nach Kaya.
- Di. Antoin geht es besser. Immer noch kein Regen. Ich fürchte, die Beule am Bein meines lieben John ist wieder am Aufbrechen. Die Ameisen machen viel Verdross, heute sind sie verschiedene Male in Massen gekommen.
- Mi. Alles in Ordnung. Was für ein Herz voll Dankbarkeit müsste ich eigentlich haben, dass ich einen Tag nach dem anderen schreiben kann: "Alles in Ordnung".
- Do. Alles normal. Antoin und sein Herr ganz wohlauf. Als Hamedi von der Wäsche zurückkam fand er, dass seine Frau davongelaufen war.
- Fr. Hamedi ging nach Mombas um zu sehen, ob seine Frau bei ihrem Herrn zu finden sei, denn wenn sie wirklich davongelaufen wäre, würde der großen Spektakel machen.
- Sa. Ein Mann wollte eine Ziege verkaufen. Das geschieht nun öfters, weil das Futter so knapp ist. Sie wollen Geld haben, um nordwärts zu gehen, welches zu kaufen.
- So. 9. Nov. Abends 10 Uhr kam ein mächtiger Regen, der zwei Stunden lang anhielt, jedes Gefäß, das wir hinstellten, füllte und auch unseren Wasserbehälter beinahe voll werden ließ. Das war ein Geschenk für Mensch und Tier. Der Wind hat sich auch gedreht.
- Mo.
- Di.
- Mi. Hamedi kam mit einer Frau zurück und brachte uns die Nachricht dass ein Gerücht umgehe, der britische Konsul sei auch tot, aber weil wir keine Post erhalten haben,

denken wir, es sei nicht wahr. Wenn es wirklich so wäre, wie gut, dass wir wissen, dass unser Gott die Ereignisse steuert und die Herzen der Menschen lenkt.

- Do. Der Regen scheint wieder vorbei zu sein. Die Nächte sind sehr warm und die Morgen schwül, bis der Wind aufkommt. Wir haben wieder von den Massais gehört. Die Wakambas waren sehr beschäftigt damit, ihr Vieh in Sicherheit zu bringen, denn die Wanika wollen sie nicht in ihrer Nähe haben aus Furcht davor, dass sie den Feind näher an ihre Wohngegend locken könnten. Ich habe jetzt auch so eine Wunde an meinem Bein wie mein lieber John.
- Fr. Alles ruhig. Muambawe kam, um uns zu bitten, eine Kuh zu kaufen. Er ist ein Sohn des Häuptlings und sieht immer so elend aus. Die Häuptlingsfamilie ist wirklich eine der ärmsten Familien hier. Eine Tochter von ihm kommt immer, sie sieht erbarmungswürdig aus. Wenn wir sie nicht hier behalten, können wir nichts weiter für sie tun. Aber sie hat ihre Verwandten, die trotz ihrer Armut sie nicht verhungern lassen werden und können es nicht mit unserem Gewissen vereinbaren, sie da wegzunehmen. Dem Häuptling und seinen Leuten haben wir schon viel gegeben.
- Sa. Eine große Gruppe der Wanika kam hier vorüber und begrüßte uns. Sie waren auf dem Weg nach Duruma, einen Zauberdoktor für einen erkrankten Freund aufzutreiben. Es ist bei ihnen Sitte, nicht den Zauberdoktor zu beschäftigen, der in der Nähe wohnt, sondern einen von weiter weg. So holen sich die Wakamba einen von den Wanika und haben mehr Zutrauen zu einem Fremden.
- So. 16. Nov. Wieder ein einstündiger, ganz erfrischender Regen. Es war ein ruhiger Tag.
- Mo. Alles wie gewöhnlich.
- Di. Ich sah ein Schiff kommen und hoffte sehr, es möchte Briefe für uns bringen. Eine Kuh wurde zum Verkauf angeboten, - jetzt vergeht kaum ein Tag, an dem nicht Kühe, Ziegen und Hühner gebracht werden.
- Mi. Songoro ging in der Frühe nach Mombas, Nachrichten zu holen. Er sagte, er würde abends zurückkehren, aber er kam nicht.
- Do. Songoro ist immer noch nicht zurück, aber wir hörten von einem anderen Mann, dass das Schiff, was wir gesehen hatten, an Mombas vorbeigefahren ist. So haben wir natürlich nichts zu erwarten. Antoin hatte wieder einen Fieberanfall.
- Fr. Antoin ist immer noch krank. Songoro kam von Mombas zurück, ohne Briefe. Aber er brachte die Nachricht, dass der Konsul doch bloß krank sei. Am Abend kamen einige ältere Leute, die um Erlaubnis baten, ein Opfer auf unserem Land zu bringen für den Regen. Wir konnten sie natürlich nicht daran hindern, aber es gab ein gutes Gespräch über die Nutzlosigkeit ihrer Zeremonien. Einer der Männer, der schon viel von den Missionaren gehört hatte, wurde gefragt, ob er sich denn nicht schäme, zu behaupten, dass er glaube, das Besprengen unseres Bodens mit Blut würde den Regen bringen. Er antwortete nur, dass sei eben ihre Sitte und nur weil sie Respekt vor ihnen hätten, hätten sie zuerst gefragt. Dann kamen etwa ein Dutzend Männer

den Weg herunter und führten ein jammervoll aussehendes kleines Schaf herbei. Unten im Garten töteten sie es und sprengten das Blut über den Boden.

- Sa. Ich wachte vom Regen auf, ein wunderbarer Schauer. Man hätte fast wünschen mögen, dass dieses kostbare Geschenk zurückgehalten worden wäre, damit sie die Nutzlosigkeit ihrer gestrigen Handlung eingesehen hätten, aber das durstige Land brauchte den Regen, deshalb sandte ihn Gott. Ein ganz armer Mann starb ohne irgendeinen Angehörigen seiner Sippe, er tat mir sehr leid.
- So. 23. Nov. Ein ruhiger, glücklicher Tag. Ich las etwas vom guten alten Bunyan. Es ist wirklich erfrischend. Antoin geht es nicht besser.
- Mo. Alles in Ordnung außer Antoin. Wir gaben ihm ein Brechmittel, und hoffen, dass es hilft.
- Di. Salimini kam zurück, aber nicht um hier zu bleiben, sondern er will auch nach Ukambi gehen. Antoin geht es besser. Wunderschönes Wetter. Alles sieht so herrlich grün aus. Und wir sind alle wohlauf. Wie haben wir immer wieder über Gnadengaben zu berichten. Mahu Zahu besuchte uns und erzählte, zwei Kühe seien von einem Löwen gefressen worden. Der Hunger muss ihn dazu getrieben haben, denn das ist das erste Mal, dass wir davon hörten, dass Löwen in unsere Nähe kamen. Wir können auch keine Katzen halten, denn sobald sie nachts das Haus verlassen, werden sie aufgefressen. Es ist so eine wilde Gegend. Eine arme Frau namens Kitsy hatte einen netten kleinen Jungen. Er wurde aus ihrer armseligen kleinen Hütte, wo sie wohnte, von einem Leoparden geholt und teilweise aufgefressen.
- Mi. Alle wohlauf.
- Do. Alles ruhig und in Ordnung. Hamedi erzählte uns, er habe gehört, dass einer der Männer einer Gruppe von Leuten, die nach Ukambani reisten, sich nicht wohl fühlte und auf dem Weg zurückblieb. Als welche zurückkehrten, um nach ihm zu sehen, da war er von den Galla getötet, die in kleinen Trupps immer unterwegs sind nach den Nachzüglern. Wir haben Angst um Salimini, denn er ist ein ganz schlechter Läufer.
- Fr. Die größte Mühe haben wir in diesem Land der Kokospalmen, Kokosnüsse aufzutreiben. Die Armut dieser Gegend und ihrer Bevölkerung nimmt ständig zu. Wir benutzen die Kokosnüsse für unseren Curry.
- Sa. Songoro ging nach Mombas.
- So. 30. Nov. Heute wurde ein armer Mann beerdigt, der ein Jahr zuvor von einer Lähmung ergriffen worden war. Er war einer der Träger meines Mannes auf seiner Reise ins Jaggaland gewesen. Er hatte öfters das Wort der Wahrheit gehört und mehr als einmal dem Abbe Gundja gesagt, er würde später sich dazu entschließen, das „Buch“ zu hören und zu lesen. Aber nun wurde er abgerufen, während er noch überlegte.
- Dez.
- Mo. Salimini kam und wartet auf den Rest seiner Gruppe. Songoro kehrte von Mombasa zurück mit Zeitungen und Briefen. Ach was für ein freundlicher Anblick für Leute, die

monatelang ohne jede Nachricht gewesen waren! Der Brief von Colonel Hamerton verband mit der Nachricht vom Tod des Imam ganz wichtige Nachrichten und endete mit dem Rat, so bald als möglich die Station zu verlassen und nach Sansibar zu kommen. Das werden wir tun.

- Di. Den ganzen Tag war ich nicht imstande etwas anderes zu tun als die Post von gestern wieder und wieder zu lesen. Hamedi ging nach Mombas, die Ankunft eines angekündigten Schiffes abzuwarten, von dem Colonel Hamerton gesprochen hatte. Mein Mann machte einen langen Gang am Nachmittag.
- Mi. Wir haben schönes Wetter, aber die Nächte beginnen sehr heiß zu werden. Heute Abend hörten wir in einiger Entfernung einen ungeheuren Lärm. Später fanden wir heraus, dass die Wanika einen Mdiego gefesselt hatten, den sie ertappt hatten bei einem Zauber gegen Regen. Er war ein böser Zauberer nach ihrem Glauben und die töteten sie.
- Do. Im Lauf des Morgens hörten wir, dass sie den Mdiego getötet hatten, nachdem sie ihn gezwungen hatten seinen Zauber rückgängig zu machen und ihnen zu versichern, dass der Regen fallen würde wie gewöhnlich. Seine Söhne wurden, glaube ich, verkauft, so pflegen sie das zu machen.
- Fr. Hamedi kam zurück, das Schiff ist noch nicht angekommen. Hamedi hatte mit dem Herrn des Salimini ein Abkommen getroffen, dass er nach Ukambani gehen werde. Obwohl wir ihn nicht davon abhalten können, denn er ist ein freier Mann, fühlen wir uns doch sehr enttäuscht, denn er ist sehr nützlich. Wir sagten ihm, wir würden bald nach Sansibar reisen und wollten, dass er mitkäme. Nachdem er sich ein wenig beraten hatte, willigte er ein und wir zahlten ihm das Geld zurück, das er schon genommen hatte.
- Sa. Antoin ist wieder krank. Ich bezweifle, dass er je hier wieder gesund wird. Es gibt auch Gründe, anzunehmen, dass er nicht gesund war, als er hier ankam. Abends kamen Seeleute und brachten einen Brief von Mohamed bin Hamees, dass H.H.S.Sarki nach Mombas kommen würde, mit Munition beladen, sowie einen weiteren Brief vom Konsul.
- So. 7. Dez. Antoin krank. Wir sind alle unsicher der Abreise und der Zeiten wegen.
- Mo. Dem lieben Abbe Gundja hat mein Mann gestern Abend in einem Gespräch die Möglichkeit unserer Abreise mitgeteilt. Er wurde gefragt, was er darüber dächte. Ach, sagte der arme Mann, werde ich nicht sein wie ein kleiner Baum, gerade gepflanzt, der auf den Regen wartet und verdorrt? Bin ich nicht wie ein neugeborenes Kind? Diesen Mann zu verlassen wird uns ein großer Schmerz sein.
- Di. Wir reisten nach Mombas. Ich lief zum Boot und ließ Antoin meinen Esel reiten. Die Bootsfahrt war langweilig, aber wir kamen zu einigermaßen guter Zeit an. Hier blieben wir 16 Tage, alles verlief wie gewöhnlich. Von der Zeit in Mombas habe ich nie etwas aufgeschrieben, sie ist immer völlig uninteressant. Diesmal waren alle sehr beschäftigt. Der Gouverneur und der Zollbeamte kamen selten zu Besuch. Sie sind dabei, eine Mauer rund um die Stadt als Schutz zu bauen. Viele Soldaten wurden von

Sansibar hergeschickt und stehen in Bereitschaft für eventuelle Unruhen. Täglich kommen Schiffe von Indien, aber zu unserer großen Enttäuschung bringen sie keine Nachricht für uns. Wir haben uns entschlossen, wenn alles gut geht, Mitte Februar nach Sansibar abzufahren.

1857

Neujahrstag

Do. Viele Leute werden sich fragen, wo werden wir nächstes Jahr um diese Zeit sein? Sicherlich, wenn schon Leute, die ruhig daheim leben, sich diese Frage stellen, wie viel mehr wir, deren Wege so ungewiss sind, dass Gott allein sie weiß. Ich mit meiner Leibesschwäche könnte beinahe sagen, werde ich ein nächstes Jahr erleben?

Fr. Wir kehrten nach Kasiludini zurück und waren wie gewöhnlich froh, wieder daheim zu sein. Das Land sieht ganz vertrocknet aus, ein trauriger Anblick, alles wie tot, sogar die Bäume. Das arme Vieh geht mit traurigem Brüllen herum, denn es gibt kein Futter für die Herden und die Eigentümer heben nie Heu auf als Vorsorge für die Trockenheit. So fürchte ich, dass viele zugrunde gehen werden. Der indische Kaufmann Abdel Kerim kam, um Sachen zu kaufen. Er ist ein freundlicher alter Mann und blieb drei Tage da. Eine Bemerkung von ihm erschreckte mich. Als er einiges haben wollte, was wir noch brauchten, so lange wir noch da waren, sagten wir ihm, er könnte sie sich nachher holen, wenn wir fort sein würden, wir würden sie in dem Haus zurücklassen. Nein, sagte er, das könne er nicht. Wenn wir weg seien, würde er es nicht wagen, hierherzukommen. Da würde er hier nicht mehr geschützt sein. Das ist ein weiterer Beweis für die Treue, die uns beschützt. In dieser Welt werden wir niemals erfahren, wie viel wir dieser allmächtigen Beschützung in diesem fremden Land zu verdanken haben.

Sa. Sehr beschäftigt, alles in Ordnung zu bringen.

So. 4. Jan. Ein ruhiger Tag.

Mo. Wir sind sehr erleichtert, dass wir den armen Antoin nach Sansibar geschickt haben.

Di.-Mi.-Do.-Fr.-

Sa. Alles in Ordnung. Mittags kam ein Askari mit einem Brief von Commodore Trotter, der in Mombas war und mitteilte, er habe zufällig gehört von einem Missionar hier in der Nähe und bäte uns nun, nach Mombas zu kommen, obwohl er schon am Abend abreisen werde. Es sei aber eine Möglichkeit, dass er doch bis zum nächsten Morgen bleiben könne, weil einer seiner Leute verschwunden sei. Mit solch geringer Aussicht, ihn zu treffen, - es war ja schon Mittag, - entschloss sich mein Mann, nur zu schreiben, aber Mr. Daimler sagte, er würde hingehen. So machte er sich sofort fertig und ging los und wir waren froh, dass er diesen Entschluss gefasst hatte.

So. 11. Jan. Ein ruhiger, friedlicher Tag. Wir erwarten die Rückkehr Mr. Daimlers nicht. Hamedi brachte den Esel zurück.

- Mo. Sehr früh am Morgen kam ein Askari mit einem Brief, in dem stand, dass Mr. Daimler, Commodore Trotter und Mr. Layard im Morgengrauen von Mombas aufbrechen und etwa um acht Uhr an der Küste sein würden. Was für ein Ereignis! Engländer wollten das arme Kisiludini besuchen und was für Engländer! Commodore Trotter, der wohlbekannte Freund der Missionare, der erprobte Christ! Wir waren wirklich dankbar, dass mein Mann das Zeugnis eines solchen Mannes haben sollte. Weil sie schon so bald ankommen sollten, hatten wir natürlich viel zu tun und frühstückten zeitig. Aber sie waren nicht so eilig wie wir und kamen nicht eher an als vier Uhr nachmittags. Wir verbrachten einen sehr glücklichen Abend. Sie hatten freundlicherweise alle möglichen guten Dinge mitgebracht und wir werden uns immer an ihre Sympathie und ihre Freundlichkeit erinnern. Als ich mich von ihnen am nächsten Tag verabschiedete, konnte ich vor weinen nicht sprechen. Inmitten all dieser Wirrnis wurde die arme Nofa endgültig verkauft. Es geschah so still und leise, dass wir bis zum nächsten Tag nichts davon merkten.
- Di. Diesen Morgen verließen uns unsere Freunde und mein Mann ging mit ihnen, um ihnen die Kaya zu zeigen. Es war sicher von der Vorsehung so gewollt, dass gerade ehe die Station verlassen wurde, einer vom Komitee sie besuchen und an Ort und Stelle sich darüber informieren konnte, was aus Briefen in England doch nie ganz verstanden werden konnte. Mr. Daimler verließ uns auch und ging in ihrem vornehmen Schiff mit ihnen nach Sansibar. Sie würden uns alle mitgenommen haben, wenn wir in 3 Tagen mit unseren Vorbereitungen hätten fertig werden können, aber das war uns nicht möglich.
- Mi. Wir fühlten uns beide heute nicht wohl. Was mich betrifft, so hatte ich heftige Kopfschmerzen. Ich konnte weder lesen, schreiben noch sonst etwas tun. Ich war immer noch aufgeregt und wir fühlen schon die Veränderung in der Nahrung nach einem einzigen Tag.
- Do. Wir beginnen uns wieder besser zu fühlen. Ein kleiner erfrischender Regenschauer kam. Abbe Gundja erhielt ein Geschenk, das der Commodore für ihn hinterlassen hatte (5S). Als er es nahm, verließ er das Zimmer, kam aber nachher zurück und dankte Gott auf den Knien für die Gabe und betete, dass der Geber auf dem großen Meer behütet werden möge. Man sagte uns, dass man in Duruma begonnen hätte, Sklaven für Nahrungsmittel zu verkaufen und dass sie wahrscheinlich auch bald ihre Kinder verkaufen würden. Aber Gundja nahm an, dass die Rabbais dies wirklich schließlich täten, denn sie konnten mindestens fünf Monate lang keine Ernte erwarten.
- Fr. Meines liebsten John Geburtstag.
- Sa. Die Ameisen sind ganz schrecklich lästig, weil sie in solchen Massen kommen. Ich kann kaum eine Viertelstunde im Stuhl sitzen, ohne dass sie mich verjagen. – Wir hören wieder Massai-Gerüchte und sahen die Wakamba ihr Vieh weiter nordwärts treiben, weil die Wanika ihnen verboten hatten, sich ihnen zu nähern aus Furcht, dass sie diese Feinde anziehen könnten. Wir hatten wieder Europäerbesuch. Es ist geradezu erstaunlich, dass wir in der letzten Woche unseres Aufenthaltes hier so viel Besuch

von meinen Landsleuten bekommen: Kapitän Burton und Speke stellten sich uns vor und brachten Briefe und Zeitungen. Ich machte es ihnen so gemütlich wie möglich.

So. 18. Jan. Unsere Besucher verließen uns zeitig am Morgen mit der Absicht, am Dienstag wiederzukommen. So hatten wir schließlich einen ruhigen Sonntag, was ich vorher ein bisschen bezweifelt hatte. Wieder gehen Massai-Gerüchte um. Eine große Gruppe Wanika kam vorbei, um die Wakamba weiter zurückzutreiben. Die haben sich nämlich sehr vermehrt und fangen an, die Wanika mehr und mehr zu stören. Sie haben auch in letzter Zeit auf den Pflanzungen Diebstähle verübt.

In meiner Lektüre heute war ich sehr erschüttert darüber, wie unterschiedlich die Begegnung der Missionare mit den Leuten ist. Es gibt Völker, die um Lehrer bitten und obwohl sie keine Zeit haben, Nutzen daraus zu ziehen, sie doch um ihrer Arbeit willen zu lieben scheinen. Und unser armes Völkchen hier kümmert sich um nichts und auch nicht um die, welche sie lehren wollen. Mr. und Mrs. G. auf ihrem Weg nach Puckawa (N.Z.) wurden bei ihrer Landung dort sofort von drei armen Frauen aufgesucht, die sie bedienen wollten. Ich kann wirklich sagen, dass in den fünf Jahren meines Hierseins ich niemals einen einzigen Akt der Freundlichkeit von Frauen erfahren habe, obwohl ich mir nicht bewusst bin, je einmal die Hilfe den Kranken oder alten oder sehr armen und einen ihrer einfachen Wünsche verweigert zu haben, wenn sie mich um etwas baten. Das spricht Bände, aber gleichzeitig glaube ich bestimmt, dass wenn die Macht des Islam zwischen den Eingeborenen und den Missionaren gestanden hätte, die ich oben erwähnte, sie es ganz anders, ebenso wie bei uns, angetroffen hätten.

Mo. Sehr beschäftigt, die Kisten für das kommende Schiff fertigzumachen. Den ganzen Tag über schwirrten Massai-Gerüchte. Jedermann, der vorbeikam, hatte etwas über sie zu berichten. Sie hätten schon begonnen, Hütten zu verbrennen. Gegen Abend war die Panik so stark geworden, dass rings um uns das arme Vieh brüllte. Die Diener baten, um Haus schlafen zu dürfen, weil ihre Häuser abgebrannt würden, aber nicht unseres. Auf einem Hügel in unserer Nähe konnten wir eine Ansammlung von Menschen und Vieh sehen und ich erwartete fest eine gestörte Nacht. Aber wir konnten nichts anderes tun, als uns Gottes Schutz befehlen.

Di. Ich wachte zeitig auf und fand alles in Ordnung. Es war uns erlaubt gewesen, sicher zu ruhen, Gott sei Dank! Die Wanika hatten ihre Kühe in die Nähe von Kaya getrieben und die Wakamba in andere Gegenden. Wir hörten, die Massai seien nur ein paar Stunden weg. Es ist erstaunlich, wie langsam sie sich bei ihrer Arbeit fortbewegen. Sie kommen, ihre Beute fortzuschaffen und tun das ganz gemütlich. Wenn sie gerade Lust dazu haben, dann ziehen sie los, treiben eine Herde weg und für ein oder zwei Tage hört man nichts mehr von ihnen.

Alles war heute ruhig. Am Nachmittag kamen die Kapitäne wirklich mit dem Schwert in der Hand zu unserer Verteidigung, denn ein Gerücht war nach Mombas gekommen, dass unsere Station angegriffen worden sei. Eine Anzahl von Soldaten waren auch von Mombas ausgesandt worden, sie zu vertreiben.

Mi. Alles in Ordnung. Es ist sehr schwierig, Wasser beizuschaffen. Wir mussten einige Stunden lang warten, um nur einen Kessel voll zu bekommen. Die Wanika und

Wakamba holen es während der Nacht von der einzigen Quelle in unserer Nähe und dann müssen unsere Frauen warten am Morgen, bis das Wasser wieder genügend zusammenläuft. Der Gouverneur schickte uns ein Boot. Das ist sehr freundlich und wir hoffen, morgen abzureisen. Unsere Gäste verließen uns gleich nach dem Frühstück. Wir können es kaum glauben, dass Engländer hier herumlaufen, wohin vorher kein Engländer einen Fuß setzte. Eine lärmende geschäftige Verwirrung durch die Packerei herrschte den ganzen Tag und ich war richtig müde und nun war der letzte Abend in Kisiludini herbeigekommen. Ich fühlte, wie sehr ich diesen Ort liebte. Ich hätte auch die Leute geliebt, wenn sie sich hätten lieben lassen. Ich liebte unser Zuhause so sehr, wohl hatten wir Entbehrungen zu tragen, aber wir hatten wirklich auch viele Segnungen. Die könnte man mit 1.000 Zungen aufzählen, und könnte sie doch nicht alle zählen. Aber wir müssen gehen und, wie die Dinge jetzt stehen, könnte man beinahe sagen, wir werden vertrieben. In den fast 11 Jahren, die mein Mann hier im Lande verbrachte, war es in keinem so bejammernswerten Zustand, als wie jetzt. Das liegt an einer Verkettung aller möglichen Verhältnisse. Nachts riefen wir Abbe Gundjas Frau, um ihr einige kleine Geschenke zu geben. Aber als sie diese empfing, schien unser Weggang sie gar nicht zu berühren. Ich konnte nichts zu ihr sagen. Ich fühlte, ich wäre bei dem Versuch dazu in Tränen ausgebrochen. Im Laufe des Tages war Mgulu hereingekommen und hatte berichtet, dass sie die Massai richtig geschlagen hätten. Hiernach hörten wir, dass zwei Männer getötet worden seien, denn scheinbar waren sie, sobald ihre Pfeile verschossen waren, schleunigst weggelaufen. Die Massai bleiben an demselben Platz, sie fliehen nie, aber nehmen auch keine Verfolgung auf.

Do . Nach einer ruhigen Nacht bin ich zeitig aufgestanden. Wir hatten noch viel zu tun, bis wir um 10 Uhr die Station verließen. Nicht ein einziger kam, seinen Missionaren Lebewohl zu sagen. Nur ein paar herumstreunende Wakamba Kinder waren im Hof. Abbe Gundjas Frau kam, nach den Kleinigkeiten zu sehen, die wir für sie hinterlassen wollten, was ihre Aufmerksamkeit so völlig in Anspruch zu nehmen schien, dass sie, wie ich glaube, unsern Weggang überhaupt nicht bemerkte.

Arme Geschöpfe, ich fürchte das schlimmste für sie. Ich kann auf ihrem Weg nur Verhungern oder Sklaverei sehen und was der Welt Lauf anbetrifft, so mögen sie alle eines Tages zugrunde gehen, niemand würde sie vermissen, so völlig nutzlose Glieder der menschlichen Gesellschaft sind sie. Bei Sonnenuntergang kamen wir in Mombas an. Ich war eine lange Wegstrecke bis zum Boot gelaufen, denn mein armer Mann hatte sich um die zwei Esel zu kümmern und ich hoffte durch mein Vorausgehen ihm die Mühe zu erleichtern. Aber die Sonne war sengend heiß und es ging mir nicht gut. Schließlich war ich gezwungen, halt zu machen und mich hinzusetzen, denn sonst wäre ich zusammengebrochen. Die beiden Frauen unserer Diener waren bei uns. Da ein Haus nicht weit weg war, gingen sie und holten mir Wasser. Ich konnte es nicht glauben, als sie es an meine Lippen hielten. Ich dachte, sie machten einen Scherz mit mir, aber nein, der Becher enthielt wirklich frisches Wasser, und diesen Trunk, diese Tat werde ich lange in der Erinnerung behalten. Sie haben in ihrer Sprache kein Wort, um den Dank auszudrücken, so konnte ich sie nur dankbar ansehen und sagen, wie gut es war.

- Fr. Alles in Ordnung. Am Morgen konnte ich keine Milch bekommen, weil zwei Engländer hier leben. Was für eine Armut der Bevölkerung, dass 10.000 nicht imstande sind, zwei Familien mit Milch zu versorgen. Die beiden Kapitäne kamen sich von uns zu verabschieden. Nachts gingen sie als Mohammedaner verkleidet und ich vermute, sie werden diese Lügenkleider mitnehmen auf ihre Reise. Gott möge meinem lieben Mann Weisheit im Umgang mit diesen Leuten geben. Han sagt, Garbri sei mit 300 Mann in das Land der Wanika gezogen, um gegen die Massai zu kämpfen.
- Sa. Ich schickte Hamedi nach unseren armen Enten. Dazu war ich beschäftigt, die Sachen, die Abdel Kerim gekauft hatte, abzuschicken. Der Zollbeamte besuchte uns. Zanzi haben wir unseren jungen Esel geschenkt. Ich hoffe, er ist zufrieden mit dem Präsent. Muambower kam und sah so jammervoll aus wie eh und je, wir gaben ihm Geld und Nahrungsmittel, aber kein Geschenk.
- So. 15 .Dez. Ein erträglich ruhiger Tag . Nachts hörten wir viele Schüsse und ließen uns erzählen, dass Garbri und seine Leute zurückgekommen seien mit Vieh, was sie sich von den armen Wanika und Wakamba zur Belohnung hatten geben lassen. So sind sie die gleichen Räuber gewesen, aber so ist das Leben, sie berauben sich einander.
- Mo . Der neue Wali des Imam machte einen Besuch, er scheint ein überlegener Mann zu sein. Die beiden Kapitäne hatten sich durch Freigiebigkeit einen guten Namen gemacht. Jemand erzählte uns, sie hätten die Hände in einen Korb gesteckt und dem Rashid daraus eine Handvoll Dollars gegeben. Ich glaube, uns sahen sie gerade für das Gegenteil an, und was Geschenke anbelangt, hatten sie sicherlich recht, wir gaben nicht viele.
- Di. Der Zollbeamte und seine schmutzigen Begleiter besuchten uns.
- Mi. Früh am Morgen kamen der Schah, Magulus Vater, und drei andere Wanika, sich ein Abschiedsgeschenk zu holen. Ich empfing sie nicht, wie ich sonst getan hatte; denn ich war traurig über ihre maßlose Selbstsucht, hätten sie nicht auf das Geschenk spekuliert, so wären sie niemals gekommen. Arme Geschöpfe! Als ich sie sich verabschieden hörte, konnte ich nicht anders als weinen bei dem Gedanken, dass es ein Abschied für diese und die nächste Welt sei. Der Gouverneur und sein Sohn machten Besuch. Es liegt ihm sehr daran, dass wir sein Schiff benutzen und das haben wir auch vor.
- Do . Alles was wir noch in Kisiludini zurückgelassen hatten, wurde gebracht. Als ich die Männer zum Wäschewaschen schickte, fand ich heraus, dass sie diese weit forttragen mussten, um viel Wasser zu finden. Abdel Kerim war da und ich fragte ihn nach dem Grund. Er sagte, es sei wahr, denn obwohl es 300 Quellen gäbe, könnten nur ungefähr 12 benutzt werden, die anderen seien verstopft und keiner kümmere sich darum, sie auszuputzen. Diese schandbare Regierung! Dieses "Sich nicht kümmern" ist überall zu sehen. Der alte Hindukaufmann kam abends, seine Einkäufe abzuholen, weil er sich fürchtete, dass bei Tage ihn der Gouverneur oder der Zollbeamte sehen könnte. Ihre Betteleien sind fast wie Räubereien.
- Fr. Die Nachrichten, die wir heute über die Massai erhielten, machen uns wirklich dankbar, dass es uns erlaubt war, in Sicherheit unser Haus zu verlassen. Es scheint,

dass sie erklärt hatten, sie wollten an die Küste vorstoßen. In der letzten Nacht kamen sie nach Guzumu, einem mohammedanischen Dorf und nach Jagama, einem Ort etwa 3 Stunden von Mombas entfernt. Abdallah bin Bissilah kam und sagte, sie hätten sein Haus abgebrannt und er sei gerade mit einer Dhau auf dem Wege, danach zu sehen. Maradias Mutter und Bruder hätten fliehen müssen etc. etc. Es seien einige Soldaten nach Yumfu gegangen, sie zu vertreiben, darunter Tangi, der Bruder des Gouverneurs und dessen Sohn. Am Abend erzählte uns unser Diener Songoro von dem verrücktesten Abenteuer, was er erlebt habe und was ihm sein Leben hätte kosten können. Mit 20 anderen, einigen sehr respektablen Leuten darunter, habe er sich entschlossen; loszuziehen und mit den Massai zu kämpfen, damit sie sich in den Augen der Regierung Ansehen verschafften. Sie trafen auf einen Trupp von vielleicht 50 Mann in der Nähe von Makuba und schossen. Aber bevor sie Zeit hatten, wieder zu laden, fielen die Massai über sie her, speerten 5 Leute und unsere Mannschaft mit den anderen wendete sich zur Flucht. Nach einer kleinen Weile kamen sie zurück, die Toten zu begraben, aber die Massai griffen sofort wieder an und erst in der Dunkelheit gelang ihnen ihr Vorhaben. Wenn wir ein paar Tage später dran gewesen wären, kann man nicht sagen, was die Folgen gewesen wären.

Sa. Heute hörten wir wenig außer den gestrigen Ereignissen.

So . 1. Febr. Wieder traurige Nachrichten. Die von der Regierung ausgeschickte Truppe traf den Feind in der Nähe von Yumru. Sie griffen an und offensichtlich drängten sie sie zum Rückzug. Aber als sie das Vieh wegtreiben wollten, gerieten sie in einen Massai Hinterhalt und diese speerten, wen sie erwischen konnten. Ungefähr 10 wurden getötet, darunter des Gouverneurs Bruder und sein Sohn entkam mit knapper Not.

Mo.

Hier bricht das Manuskript ab, das ein Durchschlag auf Papier ist, das auf einer Seite schon benutzt gewesen war.

Ergänzender Hinweis:

Steven Paas, *Johannes Rebmann: Ein Diener Gottes vor dem Aufkommen des westlichen Kolonialismus*, Bonn: Verlag für Kultur und Wissenschaft (VKW), 2018, Seite 329, verweist auf die Existenz eines Tagebuches in englischer Sprache von Mrs. Rebmann, bestehend aus 119 kleinen Seiten, im Stadtarchiv Stuttgart. Er sagt: "Ich konnte dieses Dokument nicht auffinden. Im Kirchenarchiv in Nürnberg liegt jedoch ein Dokument vor, das die Übersetzung von Teilen von Emma Rebmanns Tagebuch ins Deutsche enthält, die von einem Missionar der Leipziger Mission angefertigt wurde, Bruno Gutmann (1876-1966), ein maschinenschriftliches Manuskript von 41 Seiten A4, betitelt ‚Fragmente eines Tagebuches der Frau des Missionars Johannes Rebman 1952-1957‘, mit einer handschriftlichen Korrektur: ‚1852-1857‘". Das hier vorhandene Dokument ist eine digitalisierte Kopie Gutmanns Auszuges Emma Rebmanns Tagebuches.